

literatur fetzen

No 6

10.2026

Herausgeber:
Sven j. Olsson

Autoren:
Peter Reuter
Jürgen Strasser
Jens-Philipp Gründler
Renate Sattler
Erich Pfefferlen
Reimer Boy Eilers
Claudia Freund
Sandra Werner-Kreßmann
Jan-Eike Hornauer
Stefan Müller
Ana Maria Bianco
Ann McGovern
Marie-Andre Helga
Horsthemke
Matin Leander Sukov Briola
Stephanie Wochinger
Jutta Schubert
Andreas Köllner
Dr. Patricia Falkenburg

Künstler:
Georg-Friedrich Wolf

Fotografen:
Susan Madsen
Orlando El Mondry

STRANDGUT



Verlagsprämie
des Freistaats
Bayern

Der
Kulturmaschinen Verlag
freut sich über den
Verlagspreis des
Freistaats Bayern 2026.

Einrede zum Thema ...

Es gilt also in dieser Ausgabe über Strandgut zu schreiben. Zunächst erschien dies als harmloses Thema, welches für diese Ausgabe vorgesehen war. Aber ich täuschte mich gewaltig. Nein, absolut nicht harmlos und zudem ein Thema, welches auf eine mehr als deutliche Art und Weise klar macht, was vor uns auf dem Boden liegt, sich an den Küsten angeschwemmt hat. Auch gilt es festzuhalten, dieses für Strandgut zuständige Meer ist nicht unbedingt für Rücksicht bekannt. Manche Politikerinnen als auch Politiker, die Wellen und Stürme, sie sorgen dafür, dass Boote und Schiffe auf Grund laufen und kentern, bersten und sinken, in welchem Zustand auch immer.

Das Resultat solcher Aktionen ist reichlich am Strand zu finden und nennt sich Strandgut. Strandgut sind sämtliche Gegenstände, die durch Meeresströmungen oder Tiden vom Meer an Küsten, Strand oder Ufer gespült werden. Handelt es sich bei diesem Treibgut überwiegend um anthropogene Abfälle, aber auch natürliche Bestandteile pflanzlichen und tierischen Ursprungs, wie Treibholz, Häuser von Schalentieren, Tang, Seegras, Algen und so weiter tragen zum Spülsaum bei. Zwischen 1875 und 1986 galt in Deutschland eine Strandungsordnung. Durch Aufhebung der letztmals im Juli 1986 geänderten preußischen Strandungsordnung am 30. Juni 1990 erfolgte eine Einordnung des Strandguts in das Strandrecht, das zum Fundrecht gehört. Strandgut ist danach erst dann herrenlos, kann also vom Finder rechtmäßig angeeignet werden, wenn der bisherige Eigentümer in der Absicht, auf das Eigentum zu verzichten, den Besitz der Sache aufgegeben hat (§ 959 BGB). Das Aneignen von Strandgut dürfte also kein Problem mit sich bringen, betrachtet man die aktuell gültige Rechtslage. Der Umgang mit gestrandeten Sachen ist also hervorragend gesichert und lässt sich bedenkenlos umsetzen, geht es um eben diese Sachen am Strand, die meistens den Status von Abfall in sich tragen.

Was aber ist es, findet man am Strand Menschen? Ich meine nicht jene, die wir im Dorf oder gar beim Frühstück im Hotel getroffen haben. Ich meine Menschen, die anders aussehen als wir Strandgänger, die eine andere Sprache haben als wir Strandgänger, Menschen, die abgerissen, verdreckt und übermüdet sind, also anders als wir Strandgänger. Menschen, die humane Pflicht gebietet es, sie sollten durch uns aufgerichtet, gestützt, umarmt, begrüßt gehören. Ja, eigentlich gehörte es so, müsste es zwingend so sein, ihnen einen gleichen Status einzuräumen wie uns Strandgängern. Wäre da nicht die Politik, welche diesen Menschen nicht das Recht einräumen will, Strandgänger wie wir zu werden. Sie betrachten diese Menschen als herrenlos, gar als Abfall, kleiden diese barbarischen Aussagen in Paragraphen und denken ernsthaft daran, die Strandburg wieder aufzubauen, Strandhaubitzen zu positionieren und den Strandhauptmann mit allen Kompetenzen auszustatten, eine Anlandung dieser Art von Abfall unter allen Umständen zu verhindern. Es scheint, wir Strandläufer dürfen unter keinen Umständen mit solch einer Art von Abfall konfrontiert werden. Nein, sie haben die am Strand angeschwemmte Menschlichkeit nicht aufgehoben. Sie haben eben diese mit ihrem Absatz tief in den Schlick gedrückt und behaupten, dass gerade an diesen Stränden keine Spur von Menschlichkeit zu finden sei. Wahrscheinlich wäre der Humanismus ertrunken. Dies sei aber nicht weiter schlimm, Sicherheit und Bequemlichkeit für hiesige Strandgänger sei unter allen Umständen gesichert, auch gegen Angriffe von außen.

Sie dürfen mir jetzt gerne Polemik und Rechthaberei vorwerfen, auch Großmäuligkeit. Und ja, auch ich höre Nachrichten und lese Zeitung, weiß also um die sich ereignenden schrecklichen Taten. Deshalb und trotzdem meine herzliche Bitte: Bitte, bitte - helfen Sie mit, Humanität und Menschenrechte nicht als Treibgut verkommen zu lassen. Sie stehen jeder Strandgängerin, jedem Strandgänger zu. Auch denen, die andere Strandgänger sind als wir. Mein hoffendes Danke Ihnen!

Ihr
Peter Reuter

inhalt

	Jürgen Fiege , Titelbild - „literatur fetzen No. 6“, „Strandgut“.
	Peter Reuter , Innenseite, Einrede zum Thema ...
1	Inhaltsverzeichnis
3	Jürgen Fiege , Editorial
3	Impressum
4	Peter Reuter , Treibgut ...
5	Jürgen Strasser , HIGH-TECH HAI-KU (Error 575).
6	Jens-Philipp Gründler , Uferzonen.
9	Peter Reuter , Strandgut ...
9	Orlando El Mondry , Fotograf.
10	Jens-Philipp Gründler , Der Friede sei Weltmeister.
14	Renate Sattler , An der Straße von Messina.
15	Renate Sattler , Elbtrilogie, Küstenwind , Ostseebad, Festmahl.
16	Erich Pfefferlen , romantikriss, stranderlesenes, 3 strandgut-haiku.
17	Erich Pfefferlen , angespült, meeresapokalypse.
19	Reimer Boy Eilers , Gestrandet auf einer Insel.
21	Reimer Boy Eilers , Steingesicht von der Insel.
22	Reimer Boy Eilers , Das poetische Meer.
23	Reimer Boy Eilers , Scharhörn, Auf dem Grund, Wrackhorn.
25	Claudia Freund , Treibholz
26	Sandra Werner-Kreßmann , Die Topfpflanze.
28	Jan-Eike Hornauer , Begegnung am Strand, Momentaufnahme am Mittelmeer.
29	Stefan Müller , Strandkind, Ohne Ruder.
30	Stefan Müller , Durst liegt in der Welt.
31	Ana Maria Bianco , Die Farben des Wassers IV.
32	Ana Maria Bianco , Die Farben des Wassers VI.
33	Ana Maria Bianco , Die Farben des Wassers VIII.
	Georg-Friedrich Wolf , ein kleiner Ausschnitte aus seinem Werk, Seite 2, 5, 13, 18, 23, Rückseite.
34	Marianne Schaufler , Georg-Friedrich Wolf, Vita.
36	Marianne Schaufler , Interview mit dem Künstler Georg-Friedrich Wolf.
40	Ann McCovern , AM MALAHIDE STRAND, deutsch/englisch.
42	Marie-Andre Helga Horsthemke , Eine Erinnerung, Das Irische Meer am Malahide Strand.
43	Marie-Andre Helga Horsthemke , Experience on MALAHIDE STRAND on the IRISH SEA.
44	Matin Leander Sukov Briola , Essay, Das Nichtversunkene.
45	Matin Leander Sukov Briola , Buchbesprechung, Die vierte Dimension: Brechts „Radwechsel“.
46	Matin Leander Sukov Briola , Basslines - Die Tanzenden, Für Maria.
46	Stephanie Wochinger , „gedankenstrandgut“.
48	Stephanie Wochinger , ROTES SEGELBOOT, WASSERBLAU, WEISS TÜRKRISBLAUES TUCH.
50	Claudia Freund , über die Fotografin Susan Madsen.
	Susan Madsen , eine kleine Anzahl Ihrer Fotografien, Seite 46, 50, 54.
51	Claudia Freund , Interview mit Fotografin und Schriftstellerin Susan Madsen.
52	Jutta Schubert , Adam, der Bankier, Ausverkauf in Ahrenshoop, Weststrand.
53	Jutta Schubert , Am Strand des Lebens, Die Bank am Meer, Ein Liebeslied.
55	Andreas Köllner , Flaschenpost
55	Orlando El Mondry , Fotograf
56	unsere autoren
58	Peter Reuter , news: Tschechien ist Ehrengast der Frankfurter Buchmesse vom 7.-11- Oktober 2026.
59	Peter Reuter , news: Hidden on Tape. Frühe Videokunst in Europa. vom 28.11.26 – 30.05.27 im ZKM in Karlsruhe.
60	Dr. Patricia Falkenburg , Das Meer · der Strand · all die kleinen Dinge.
Innenseite	Peter Reuter , Ankündigung der nächsten Ausgaben.
Rücktitel	Georg-Friedrich Wolf , Strandgut.

Georg-Friedrich Wolf, Strandgut



impressum

literatur fetzen

Magazin für Kunst und Literatur

Herausgegeben vom:

Kulturmaschinen Verlag UG

(haftungsbeschränkt)

Kolpingstraße 10, DE-97199 Ochsenfurt,

www.kulturmaschinen.com,

Herausgeber:

Sven j. Olsson

Redaktion:

Peter Reuter, Chefredakteur,

verantwortlich für

Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Claudia Freund, stellvertretende

Chefredakteurin, verantwortlich für

Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Jürgen Fiege, verantwortlich für Gestaltung,
Kunst und Außenkontakte.

Erich Pfefferlen, verantwortlich für

Literatur, Lyrik und Außenkontakte,

verantwortlich für Lektorat, Korrektur und
Pressearbeit.

Jens-Philipp Gründler, verantwortlich für

Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Stefan Müller, verantwortlich für Literatur,

Lyrik und Außenkontakte.

Renate Sattler, verantwortlich für Literatur,

Lyrik und Außenkontakte.

Kontakt Redaktion:

literatur fetzen, c/o Peter Reuter,

Gartenstraße 7A, 76889 Kapellen-Drusw.

Tel. 0177-3091500,

Redaktion-Literatur-Fetzen@t-online.de

Wir übernehmen keine Haftung für
eingesandte Beiträge. Bei namentlich
gekennzeichneten Beiträgen liegen alle
Rechte bei den Autorinnen und den Autoren.

Alle sonstigen Rechte liegen beim

Kulturmaschinen Verlag und bei den

literatur fetzen. Für alle Inhalte und

künstlerische Aussagen der Texte.

Illustrationen und Fotografien liegt die

Verantwortung bei den Urheberinnen und

Urhebern selbst.

ISBN: 978-3-96763-411-2

ISSN 3053-5549 (Druck)

ISSN 3053-5557 (Digital)

Titel: **Jürgen Fiege,** „Strandgut“

Rücktitel: **Georg-Friedrich Wolf**

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Wir haben diese Ausgabe unter das Motto „Strandgut“ gestellt. Das erinnert mich an mein erstes Abenteuerbuch das ich als Kind gelesen habe, „Das Leben und die seltsamen Abenteuer des Robinson Crusoe“. Es ist irgendwie aktuell, der Mensch als Strandgut.

„Robinson wird auf eine einsame Insel verschlagen.

Die Verwirrung meiner Gedanken beim Untersinken ins Wasser ist unbeschreiblich. Obwohl ich sehr gut schwamm, hatte mich die Welle, noch ehe ich Atem zu schöpfen vermochte, eine ungeheure Strecke nach der Küste hingetragen, und als sie dann erschöpft zurückkehrte, sah ich mich halbtot infolge des verschluckten Wassers auf dem fast trockenen Lande zurückgeblieben.

Ich besaß noch so viel Geistesgegenwart, daß ich mich aufrichtete und versuchte, so weit als möglich nach dem Ufer hin zu gelangen, ehe eine andere Welle kommen und mich mitnehmen würde.“

*Daniel Defoe, aus: „Das Leben und die seltsamen Abenteuer des Robinson Crusoe“,
6. Mai 1719*

Die ägyptische Schriftstellerin Nasal El Saadawie schreibt: *„Ich war wie ein Gegenstand, der in ein grenzenloses Meer geworfen wird, das keine Küsten und keinen Grund hat, vom Wasser gepeitscht, wenn er zu sinken beginnt, vom Wind, wenn er zu treiben beginnt. Ewig sinkend und steigend, sinkend und steigend zwischen Meer und Himmel, als einzigen Halt die zwei Augen.“*

Aus: „Ich spucke auf euch. Bericht einer Frau am Punkt Null.“

Deutsch von Anna Kamp. Verlag Antje Kunstmann. München 1991. S. 19.

*Gefunden im Kunstführer zur Ausstellung - Ai Weiwei - Wo ist die Revolution -
Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen*

Der Künstler Ai Weiwei beschäftigt sich seit Jahren mit der Problematik von Flucht und Flüchtlingen. Er benutzt Strandgut, wie Schwimmwesten, Kleidung und persönliche Gegenstände der Flüchtlinge in Kunst-Installationen, um über Schicksale und Tragödien aufzuklären.

Was nennen wir Treibgut? Frauen- und herrenlose treibende Überreste von Schicksalen, Menschen, die ihrem Leben, wie einer Gesellschaft, hilflos ausgeliefert wurden, oder sich selbst auslieferten. Ordnung und Zweckmäßigkeit haben versagt. Mehr Empathie wurde verdrängt und schicksalhafte Wege der Vergessenheit übergeben.

Wurden wir nicht selbst Strandgut in einer Gesellschaft, an der wir nicht mehr teilhaben, z.B. weil wir zu alt sind, weil wir zu krank sind, weil man uns nicht zuhören will, weil wir die falschen Ansichten, den falschen Glauben haben, oder gar nicht von hier sind?

Wir sollten aber auch bedenken, dass mit menschlichem Strandgut auch neue Ideen, neue Konzepte, neue Kreativität zu uns kamen.

Ich möchte jetzt nicht menschliches Strandgut mit einem überbordenden Zivilisationsmüll an den Stränden der Meere vergleichen. Ich denke aber, beides haben Menschen zu verantworten. Fischer finden immer weniger Nahrung im Meer. Die Zivilisation schlägt zurück. Menschen entsorgen ihren Müll in Flüssen und Meeren, Fische essen Müll, Menschen essen Fische, das Strandgut landet in unseren Körpern.

Liebe Leser, viel Freude an dem Strandgut, das wir Euch mitgebracht haben - Literatur, Kunst und Denkwürdiges.

Jürgen Fiege

Treibgut

Du gehst am Strand. Es geht dir wie den Wellen, welche sich immer wieder den Weg zu dir bahnen, dich umhaken, sich unter dir einen Weg suchen - zum Strand, zu den Dünen. Gedanken begleiten dich und das Wasser, treiben in dir und auf der Gräbt, verlieren sich scheinbar - und kommen doch immer wieder zu dir zurück. Dein Fuß stößt an ein Stück Holz, schiebst es aus dem Wasser. Gesichter siehst du, besonders das deines Vaters, siehst ihn beim Bearbeiten von Holz für den Winter. Deine Mutter ruft auch von irgendwoher zum Essen. Die leere Flasche am Strand erinnert dich an einen lieben Menschen, den die Flasche getötet hat. Du vermisst ihn sehr und fragst dich, ob du dich genug gekümmert hast. Dahinter der Rahmen eines Kinderwagens. Wer lag einst darin, was wurde aus ihr oder ihm? Treibst immer weiter, bis auf der Düne eine Gestalt sichtbar wird und dir winkt. Hörst Stimme und Lachen deiner Frau. Freude, wieder bei ihr vor Anker gehen zu dürfen.

Kein Strandgut du, nicht
ausgeliefert. Gehe vor
Anker und liebe.



Jürgen Strasser
*Seine Vita finden Sie
auf Seite 56.*

HIGH-TECH HAI-KU (Error 575)

Seltene Erde
Birgt schweigendes Gift
Die Welt schwätzt sich zu Tode

Strandgut in Ghana
Datenschrott zuhauf
Zusammen oder getrennt?

Dauerverlinkte Fischlein
Ausgebrannt im Netz
Die Zeche bezahlen wir!

Georg-Friedrich Wolf, Sehnsucht



Uferzonen „Jede Line, die sich irgendein Idiot am Samstagabend in die Nase zieht, lässt den Leichenberg in Ecuador steigen“, sagt Dario zu mir, und stochert mit einem rotweiß gestreiften Strohalm in seiner Margarita herum. Die mahlenden Geräusche der gecrushten Eiswürfel vermischen sich mit einem leisen, unverständlichen Gemurmel. An diesem lauen Aprilabend am Strand von El Hierro ist die Stimmung gut. Partygäste tanzen groovend zu Chillout-Klängen, die der mittelmäßige DJ auflegt. Wer hier, in einem Ferienressort für die europäische Mittelschicht, für Pauschaltouristen aufspielen muss, der kann es sich nicht erlauben, musikalisch aus der Reihe zu fallen. Also verhält sich der DJ unauffällig, wählt mit Bedacht unaufgeregte, harmlose Beats und Basslines, unter die er Melodien mit Ohrwurmpotential mixt. Dario zündet sich eine Marlboro Light an und hält mir die Schachtel hin. Ich lehne dankend ab. Es ist noch nicht allzu spät, etwa halb neun. Einige Kinder, darunter mein Sohn Gabriel, plantschen im hell beleuchteten Hotelpool.

„Gabe“, rufe ich, „Schlafenszeit!“

Zu meinem Erstaunen reagiert er sofort, was ich darauf zurückführe, dass er die Pubertät noch nicht erreicht hat. Das wird noch was geben, denke ich. Mit Gabriel verbringe ich zweieinhalb Wochen auf den Kanaren. Vater-Sohn-Zeit. Seine Mutter ist in Deutschland geblieben. Mit ihrem neuen Partner. Ich mag ihn nicht.

„Bin gleich wieder da“, sage ich zu Dario, den ich hier, im Beachclub kennengelernt habe. Er nickt und drückt die Kippe an einer Poolkachel aus.

Die atmosphärischen Klänge verhallen als Gabriel und ich im Foyer des Hotels ankommen. Die Sonne ist bereits untergegangen, aber mein Sohn, aufgeweckt und wissbegierig, hat etwas entdeckt. Etwas Schreckliches.

„Was ist los, Gabe?“

„Sieh nur dort, Dad, da, am Strand!“

Der neugierige Achtjährige zieht mich an der Hand durch das Foyer zum Hinterausgang. Am Ufer erblicken wir Silhouetten, menschliche Umrisse. Tanzende Schatten, die einem kleinen Fischerboot entsteigen.

„Sind das Geister?“, fragt mich mein Sohn.

Die Schatten – sind es Tote? – fassen sich an die Hände und helfen sich gegenseitig, das fragile Gefährt zu verlassen, um wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren. Wie lange waren sie unterwegs? Wochen? Monate? Gabriel lässt mir keine Wahl. Er zerrt mich zu den Geflüchteten. Hat sonst niemand Notiz von ihnen genommen? Zwei Kinder und ihre Mutter sacken im noch warmen Sand zusammen. Vollends erschöpft.

„Wir müssen ihnen helfen!“

Ich entdecke zwei ausgemergelte Körper, die von zwei nicht minder dünnen Männern aus dem Rumpf des Bootes gehoben werden. Ein düsteres Leichenschiff. Zum Glück bekommt Gabriel nichts von dieser Szene mit, weil er Wasser und Brot aus der Hotelküche holt. Für die Halbtoten. Ich bin stolz auf mein Kind und unterstütze es mit vollen Kräften bei seiner Hilfsaktion, während sonst niemand bemerkt zu haben scheint, dass in unmittelbarer Nähe zur Beachparty Leichen und halbverhungerte Menschen auf dem vulkanischen Sand liegen. Haben die anderen Hotelgäste tatsächlich nichts mitbekommen? Zumindest das Personal müsste derlei Abläufe doch kennen. Schließlich landen hier beinahe täglich Geflüchtete in ihren maroden Booten.

Gabriel, am Ende seiner Kräfte, bringe ich ins Bett, wo er sofort einschläft. Keiner von uns beiden wird diesen Abend noch einmal erwähnen.

Da ich zu aufgewühlt bin, um mich vermittels der Lektüre von Aldous Huxley in den Schlaf zu wiegen, beschließe ich, noch einen Drink zu nehmen und gehe zur Bar. Hier treffe ich Dario, der einen Cuba Libre trinkt und mit dem Barkeeper flirtet. Auf dem TV-Monitor laufen gerade Nachrichten. CNN. Von einem epochalen Schlag gegen die mexikanischen Drogenkartelle ist die Rede. Dario bittet den Barkeeper, den Ton aufzudrehen.

„El Mencho“, kommentiert Dario, „sie haben der Hydra einen Kopf abgeschlagen, aber zwei wachsen sofort nach.“

Ahnungslos nicke ich, kippe meine Pina Colada hinunter und bette mich zur Ruhe. Am Tag darauf reisen Gabriel und ich ab.

Mandy, meine geschiedene Frau und Mutter von Gabriel, lernte ich in Leipzig kennen, wo wir beide eine Ausbildung zum Klavierbauer absolvierten. Wir nahmen uns eine gemeinsame Wohnung in Grünau, in einem klassischen Plattenbau. Nach dem Abschluss der dreieinhalbjährigen Lehre bewarben wir uns erfolgreich bei der C. Bechstein Pianoforte Manufaktur in dem nahe der tschechischen Grenze gelegenen Örtchen Seifhennersdorf. Hier war mein Vater Veith zur Welt gekommen, im letzten Kriegsjahr 1944. Mit meiner Großmutter Heidrun hatte er hier seine Kindheit verbracht. Mein Großvater Rudolf war erst 1955 aus der Kriegsgefangenschaft aus der Sowjetunion zurückgekehrt. Vater und Sohn fremdelten, da Veith nicht mehr die Nummer eins im Hause war. Heidruns Aufmerksamkeit galt nun ihrem lange vermisst geglaubten Ehemann, mit dem sie einen weiteren Sohn bekam. Veith war fünfzehn Jahre alt, als sein kleiner Bruder Luis auf die Welt kam. Weil er es zuhause nicht mehr aushielt, begann Veith eine Lehre als Werkzeugmacher.

Mein Vater erzählte mir gelegentlich von den Familienurlaube in bei Wolgast, dem „Tor zur Insel Usedom“ gelegenen Trassenheide. Zu DDR-Zeiten gab es hier günstige Unterkünfte. In der Pension „Zum Bernsteinzimmer“ pflegte Heidrun in den Ferien ein Zimmer für sich, Veith und ihre Mutter Regina zu mieten. Von Seifhennersdorf fuhren sie mit dem Zug knapp acht Stunden. Veith stimmen die Erinnerungen an jene Ostsee-Ausflüge noch heute nostalgisch. Jedes Familienmitglied besitzt Teile eines faustgroßen Bernsteins, den Veith und seine Oma Regina im weißen Sand bei Trassenheide gefunden hatten. Dieser Stein hat eine besondere Bedeutung für unsere Familie, weil Regina und Veith ihn in jenem Jahr entdeckten, in dem mein Großvater aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Im Jahre 1955, im Rahmen der von Konrad Adenauer ausgehandelten Rückführung der „letzten Zehntausend“.

Mein Sohn Gabriel, der zu seinem Geburtstag einen kleinen Ring geschenkt bekam, in den ein Teil des Familien-Bernsteins eingearbeitet wurde, möchte immer mehr über unsere Herkunft erfahren. Also beschließe ich, mit ihm in den Sommerferien nach Usedom zu fahren, im Rahmen unserer Vater-Sohn-Zeit. Auf dem Beifahrersitz nimmt Gabriel stolz den aus fossilem Harz bestehenden, funkelnden Schmuckstein in Augenschein und vergleicht ihn mit meinem Ring.

„Wie alt mag der Stein wohl sein?“

„Hier, an der Ostsee, haben wir Baltischen Bernstein. Und der kann 40 bis 50 Millionen Jahre alt sein. Entstanden sind diese Steine im sogenannten Eozän, als sich die modernen Säugetierarten, Paarhufer etwa, überdurchschnittlich schnell entwickeln konnten.“

„Warum ist in deinem Stein so ein schwarzer Punkt, Dad?“

„Nun“, antworte ich meinem Sohn Gabriel, „dabei handelt es sich um einen Einschluss in Form einer winzigen Fliege. Insekten blieben im Harz von Bäumen kleben und wurden eingeschlossen. Aufgrund dieser *Inklusen*, wie sie im Fachjargon heißen, können Wissenschaftler Rückschlüsse auf die Entwicklung der Menschheit ziehen.“

Die Ferienwohnung „Zum Bernsteinzimmer“, wo mein Vater, seine Mutter und meine Urgroßmutter so glückliche Zeiten verlebt hatten, gibt es nicht mehr. Anstatt des schlichten, verklinkerten Gebäudes befindet sich hier, in unmittelbarer Nähe zur Promenade, ein trister und steril wirkender Neubau. Gabriel und ich begutachten und beziehen unsere Wohnung, um dann baden zu gehen.

„Dad“, sagt Gabriel, „ich finde meine Badehose nicht.“

„Hast du richtig nachgeschaut?“

„Ja.“

Wir suchen einen Souvenirladen auf und kaufen Gabriel Shorts, denn er lehnt eine herkömmliche Badehose kategorisch ab. Naht die Pubertät?

„Hey! Mann!“ Jemand knufft mich in die Seite und ich drehe mich perplex um. Dario steht vor mir.

„Was machst du denn hier?“

„Oh“, erwidert der Mittvierziger mit dem öligen Haar, „Urlaub... Urlaub, so wie ihr wohl auch, nicht wahr?“

Dario verhält sich seltsam. Er probiert eine Sonnenbrille aus und setzt sich einen Hut auf. Ich frage mich, was das soll. Vor dem Laden laufen zwei Polizisten vorbei, eine blonde Frau mit geflochtenem Pferdeschwanz und ihr muskulöser Kollege. Es kommt mir beinahe so vor, als versteckte sich Dario.

„Gehen wir etwas trinken?“, fragt er, um sich an Gabriel zu richten: „Willst du ein Eis?“

Mein Sohn, der intuitiv weiß, wen er mag und wem er nicht vertrauen kann, nickt bejahend, sieht aber nicht begeistert aus.

Dario trinkt einen Cappuccino, Gabriel und ich jeweils einen *Sanften Engel*. Weitere Beamte patrouillieren auf der Strandpromenade und wirken alarmbereit. Als die Blonde und der Muskelmann überraschend das Eiscafé betreten, verschwindet Dario auf der Toilette.

Die Staatsdiener schauen sich kurz um, verlassen das Café dann aber wieder. Ich kann nicht an mich halten und frage den Besitzer:

„Was ist hier los?“

In dem Moment kehrt Dario zurück an unseren Tisch. Er wirkt nervös und fingert mit fahrigen Handbewegungen eine Zigarette aus der Packung. Der junge Mann hinter der Theke zuckt nur mit den Schultern. Gerade so, als sei er eingeschüchtert worden.

„Okay“, wendet sich Dario an mich, „was willst du wissen?“

„Naja, weshalb laufen hier überall uniformierte Bewaffnete herum?“

„Oh, ja. Richtig.“ Dario wirft dem Cafébetreiber einen Blick zu. Warnt er ihn?

„Hier gibt es große Probleme mit Schmugglerbanden...“

„Ich verstehe nicht. Was denn für Schmuggler?“

„Nun“, erwidert Dario, „nachts nähern sie sich in kleinen Booten der Küste, um Drogenpäckchen abzuwerfen.“

„Drogen? Auf Usedom?“

„Genau. Kokain. Aus Südamerika.“

Ich habe ein ungutes Gefühl und auch mein Sohn Gabriel scheint sich unwohl zu fühlen. Dario hat etwas Unaufrichtiges an sich. Es kommt mir vor, als würde er uns mit jedem Wort belügen. Oder zumindest etwas vor uns verbergen.

Gabriel blickt mich eindringlich an, also verabschiede ich mich von Dario.

„Wir sehen uns!“, sage ich, „wir sind ja noch eine Weile hier...“

„Klar. Klar, Mann. Ciao Gabriel!“ Er gibt meinem Sohn den High Five. Ein peinlicher Augenblick.

Von der Begegnung irritiert, gehen wir an den Strand, legen uns in den Sand und schwimmen in den Wellen. In der Abenddämmerung flanieren wir in die Richtung unserer Unterkunft. Wir halten die Augen auf, um Bernstein zu finden. Vergeblich.

Am nächsten Tag ist alles ruhig. Die Polizisten sind abgezogen. Auf einem Zeitungsständer vor dem Souvenirladen entdecke ich den Titel der *BILD am Sonntag*. Gabriel deutet auf das verpixelte Portraitfoto und ich nicke. Darunter die Headline: „Kokainfund – Schmugglerbande bei Trassenheide aufgefliegen!“

Strandgut

Tote Menschen am
Strand. Frauen, Kinder, Männer.
Strandgut nennt man es.

Orlando El Mondry



Der Friede sei Weltmeister

Ein Plädoyer für die Feindesliebe

In Paul Celans Gedicht *Todesfuge*, welches in den Jahren 1944 bis 1945 entstand, findet sich der berühmte und bedrückende Vers: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“. Seinerzeit, also nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts, wurde bekanntermaßen diskutiert, ob Kunst nach Auschwitz aus moralischen Erwägungen überhaupt noch erlaubt respektive pietätvoll sein könne. „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“, bemerkte Theodor W. Adorno. Paul Celan glückte indessen, was von vielen als unsagbar betrachtet wurde: Er fand einen Weg, das unermessliche Grauen in Worte zu kleiden, in aufrüttelnde, uns in Mark und Bein erschütternde Verse.

Man möge es mir nachsehen, mich auf das ehrfurchtsgebietende Werk jenes großen Dichters zu beziehen, aber ich möchte einen Versuch unternehmen, in Anlehnung an das angeführte Zitat eine Verteidigung des Pazifismus zu verfassen.

Zunächst wage ich es, die Frage zu stellen, ob es um unseren von Kriegen und Krisen heimgesuchten Globus tatsächlich so schlecht steht, oder ob nicht vielmehr die im Minutentakt stattfindende mediale Durchlauferhitzung ein derartiges Bild entstehen lässt. Harald Schmidt, früherer Late Night Talker, wies kürzlich in einem Interview darauf hin, dass es immer schon Kriege gegeben habe. Das ist zwar keine besonders neue oder originelle Erkenntnis, aber sie könnte uns dabei helfen, etwas gelassener, stoischer auf die Welt zu schauen. Auch die ersten Menschen haben aufeinander eingeschlagen und schließlich immer bessere Waffen entwickelt. Heutzutage ist die Waffenproduktion derartig verfeinert und auf monströse Weise gediehen, dass uns eingeredet wird, sie trüge zur Friedenssicherung bei. Frieden schaffen mit Waffengewalt oder durch angedrohte? Laut wird inzwischen selbst in Deutschland über eine Atombombe nachgedacht, wenn auch über eine „europäische“.

Die Abwärtsspirale der Blut- und Mordgier führt uns vor die Pforten von Gehenna. Ist jene Logik der prophylaktischen Drohkulissen etwa nicht pervertiert, sinnentleert und bestialisch? Hass nährt Hass. Immer und immer wieder beantworten wir den Hass, der uns entgegenschlägt, unsererseits mit Hass. Auf diese Weise wird niemals Frieden entstehen können. Unzählige Nutznießer profitieren davon, dass sie dem Tode zu Diensten sind, ihm ungeniert huldigen und Deals mit ihm aushandeln. Sie nehmen sich große Stücke von der aus grauer Asche gebackenen Torte und stoßen mit blutrotem Champagner auf ihre wirtschaftlichen Erfolge an. Salute!

Der Tod ist inzwischen Weltmeister geworden. Er lauert überall, holt sich Kinder, Frauen, Alte, Schwache, Kranke, aber auch die armen Kreaturen, die im Namen ihres Landes, ihrer Religion, ihrer fundamentalistischen Werte oder im Auftrag ihrer Regierung in die Schlacht ziehen müssen oder sogar - wollen.

Haben wir, hat die Welt denn nichts aus dem letzten großen Krieg gelernt? Aus der Ermordung von Millionen von Menschen? Der Tod ist immer noch ein Meister aus Deutschland, stehen wir doch auf Platz 4 des Rankings der internationalen Waffenexporteure. Hier werden die Maschinen, Automaten, die Apparaturen des Todes fabriziert. Er marschiert über Fließbänder und sorgt für prall gefüllte Geldbeutel bei seinen gewissenlosen Dienern. Wie ein Gigant expandierte das Nazi-Reich einst und stampfte mit seinen riesenhaften Füßen große Teile Europas nieder. Auch gegenwärtig erstarken Riesen, die ihre Landesgrenzen auszuweiten begehren.

Wie können wir sie stoppen? Liegt es überhaupt noch in unserer Macht, den allgemeinen Niedergang aufzuhalten? Oder haben wir keinerlei Einflussmöglichkeiten (mehr)? Wir sind nicht machtlos. Fangen wir bei uns selbst an. Besinnen wir uns auf grundlegende Werte, auf Menschenrechte. Unser schöner blauer Planet ist nicht verloren. Und wir Menschen sind es ebenso wenig. Wir müssen nur wieder lernen, unsere Betrachtungsweise zu verändern und einerseits das große Ganze im Auge zu behalten, während wir im Kleinen, in der Familie, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft, bei der Arbeit damit beginnen, Veränderungen herbeizuführen, indem wir an das Menschliche im Menschen

appellieren, das uns allen zu eigen und zutiefst eingeschrieben ist. Diese Hoffnung, nein, diese *Überzeugung* möchte ich nicht fahren lassen. Dies ist die Grundbedingung, die *conditio sine qua non*, ohne die gar nichts funktioniert.

Die Weltreligionen – und nicht nur die – teilen gewisse Werte, sind vereint in ihren Lehren über die Moral, die *conditio humana*. Zu unserem großen Glück existieren unveränderliche Wesensmerkmale hinsichtlich des menschlichen Daseins. Sie umfassen universelle Erfahrungen wie Geburt, Sterblichkeit, Verletzlichkeit, pluralistisches Zusammenleben und das Streben nach Sinn. Lassen wir es nicht zu, dass der Nihilismus, der Materialismus, das permanente Relativieren und Hinterfragen von Werten dazu führen, dass am Ende nichts von unserer Menschlichkeit übrigbleibt. Wir alle sehnen uns nach Frieden und danach geliebt zu werden. Wer diese Erfahrungen gemacht hat, gerade macht oder einst machen wird, dem wird deutlich mehr daran gelegen sein, dass wir als Brüder, Schwestern und als alles Dazwischenliegende zusammenleben. In Frieden. Dieser sich in der Welt ausbreitende, kann nur unserem inneren Frieden entstammen und man darf nicht müde werden, diese Tatsache hervorzuheben.

Im Namen Gottes wurde und wird getötet, gefoltert, unterdrückt. Das war so und ist immer noch so. Die Weltreligionen haben die friedlichen Lehren ihrer Stifter in ein enges Korsett geschnallt, so dass ihnen all die Regeln und Gesetze die Luft zum Atmen nehmen. Von Seiten der Kirche wurde Unschuldigen unermessliches Leid zugefügt. Führt man sich diese Tatsache vor Augen, ist die einzig logische Schlussfolgerung der Atheismus. Aber dennoch. Dennoch bieten die Glaubenslehren uns uralte, gangbare Wege an, die wir einschlagen können, um Liebe und Frieden in uns zu aktivieren, zu fühlen, zu tragen und verbreiten zu können. Eine kindische Sichtweise? Und wenn schon!

So kritisch das Christentum betrachtet werden muss: Seine Lehren sind fundamental und universell gültig, überschneiden sie sich doch im Kern mit islamischen, jüdischen, buddhistischen, hinduistischen, um nur einige zu nennen. Da ich mich aufgrund meiner Sozialisierung mit der christlichen Religion besser auskenne als in den anderen genannten, beziehe ich mich in erster Linie hierauf. Selbstverständlich bedeutet das nicht, dass ich die Bibel dem Koran, der Tora bzw. dem Tanach, dem Tripitaka, den Veden oder den Upanishaden vorziehe. Als Amateur auf dem Gebiet der Theologie will ich mich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, wage aber zu behaupten, dass die Parallelen zwischen den heiligen Lehren auf der Hand liegen. Um dies zu erkennen, müssen wir nicht an Gott glauben. Wer indes als Atheist diese Lehren ablehnt, der folgt womöglich anderen Wertesystemen, bezieht sich auf die Naturwissenschaften oder die Kosmologie. In unseren Zeiten werden die Religionen für Kriege verantwortlich gemacht und dieses Argument, das zumindest auf die fundamentalistischen Auslegungen der Glaubenssysteme zutrifft, vergiftet all das Gute, die Werte und die zum Teil jahrtausendealte Ethik. Wir neigen dazu, alles in einen Topf zu werfen, pauschalisieren und scheren die althergebrachten Lehren über einen Kamm. Jedoch sollten wir genauer zuhören, bevor wir alles ablehnen, was uns nicht sofort behagt. Religiöse Menschen müssen sich dieser Tage alles Mögliche anhören, und ein hohes Maß an Toleranz beweisen. Es wird unsachgemäß gehetzt und gehasst. So mag es unzeitgemäß erscheinen, auf die grundlegendste Lehre Jesu Christi hinzuweisen, die er in der Bergpredigt äußerte:

„Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die andere dar“. (Matthäus 5,39)

„Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel seid. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Matthäus 5, 44-45)

Buddha (Siddhartha Gautama) formulierte es ähnlich:

„Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende, durch Freundschaft kommt Feindschaft zu Ende.“

Und auch im Koran findet sich eine vergleichbare Ermutigung:

„Nicht gleichen einander die gute Tat und die schlechte. Wehre ab mit der besseren! Da ist der, mit dem du in Feindschaft lebst, wie ein inniger Freund und Beistand.“ (Sure 41, Vers 34)

Im Talmud heißt es:

„Das Wesen der ganzen Tora ist in der Regel: Tu deinem Nächsten nicht an, was dir zuwider ist...“

Immanuel Kant fasste jene wesentlichen ethischen Kernsätze im kategorischen Imperativ zusammen:

„Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“.

Indem wir auf derlei Maximen hinweisen, kann es vorkommen, dass wir es sind, die sich damit Feinde machen. In Zeiten des uneingeschränkten Regiments der sozialen Medien schlägt einem der ungefilterte Hass entgegen, von tollwütigen, cholerischen Hatern, die darauf bestehen, dass der Feind – ihr *ganz persönlicher* – zu Fall gebracht werden muss. Aber es sind nicht nur die offen auftretenden Hassler, sondern auch diejenigen, die sich in ein humanistisches Gewand kleiden und auf ihren Positionen beharren. Auch sie sind nicht in der Lage, über ihren begrenzten Horizont hinausblicken. Sie wähnen sich im Recht und verbreiten ihre Abscheu unter dem Deckmantel der Freiheitsverteidigung. Ihr Wertesystem ist eng wie ein Nadelöhr und ihre vermeintliche Toleranz gleicht eine Schimäre.

Mit stolz geschwellter Brust treten sie selbstgerecht auf, um wieder und wieder die antiquierte Theodizee-Frage zu stellen. Warum Gott all das Grauen und Morden zulässt? Weil er dem Menschen den freien Willen gegeben hat. Darum. Was auf Erden geschieht, liegt in der Hand des Menschen. Steigern wir uns weiterhin in den Hass hinein, bleiben wir blind für die Liebe und den Frieden. Wenn wir daran glauben, kann uns die tiefe Überzeugung hinsichtlich der Existenz eines wie auch immer gearteten höheren Wesens, eines *gütigen* Wesens, stärken und vielleicht sogar retten. Moralisches Rückgrat beweisen aber auch Atheisten oder Agnostiker. Noch einmal: Wir müssen nicht an einen Gott glauben, denn die Menschenrechte sind allgemeingültig.

Möglicherweise gehen meine Ausführungen – oder Hoffnungen – an der Realität vorbei. Dennoch möchte ich weiterhin Fragen stellen dürfen: Gibt es irgendeine Legitimation dafür, dass man Milliarden und Abermilliarden in die Rüstung steckt, um die Tötung unschuldiger Zivilisten in Kauf zu nehmen, im Namen des Friedens? Wie sind diese Kriege zu rechtfertigen? Weshalb pumpt man die Gelder nicht in den Aufbau von krisengebeutelten Regionen, anstatt sie noch weiter zu zerstören? Eine naheliegende Antwort wäre: Der Krieg ist ein formidables Geschäft. Früher wurden noch hehre Ziele vorgeschoben, um Angriffe und Invasionen zu legitimieren. So erklärte etwa Ronald Reagan im Rahmen seiner Antrittsrede im Jahre 1981: „As for the enemies of freedom... we will not surrender for it, now or ever.“ (Was die Feinde der Freiheit betrifft... wir werden uns nicht ergeben, jetzt oder jemals.) Die USA hatten lange ein Selbstverständnis als Friedens-, Freiheits- oder Demokratiebringer. Das stellte die moralische Basis für ihre Kriege dar. In unseren Zeiten scheinen die Gründe für Angriffskriege, wie in der Ukraine, irrational zu sein. Und in Washington hält ein kapriziöser, schwer einzuschätzender Möchtegern-Monarch die Zügel in den Händen. Sein „Kriegsminister“ trägt den Schlachtruf der Kreuzfahrer *Deus vult* als Tätowierung auf dem Bizeps. Allen Kapriolen zum Trotz stehen aber wohl wirtschaftliche Interessen im Vordergrund. Bodenschätze könnten ein Grund sein. Wird die Waffenproduktion angekurbelt, hat das selbstverständlich positive Auswirkungen auf die Wirtschaft. Im ersten Schritt zerbombt man eine Region, im zweiten hilft man dabei, die Trümmerwüste wiederaufzubauen.

Die Gebote Jesu Christi aus der Bergpredigt gelten heutzutage als obsolet und nicht mehr nachvollziehbar. Wahrscheinlich waren sie das niemals. Viele würden argumentieren, dass man doch seinen Nächsten lieben, für ihn beten und ihm helfen solle – und auf keinem Fall dem Feind. Auf den ersten Blick leuchtet ein solches Argument ein, auf den zweiten greift es zu kurz. Dass wir unsere Freunde, die Familie und vielleicht auch die Nachbarn lieben, ist naheliegend und fordert von uns keine große ethische Leistung. Meditieren wir aber tief über jenes Mantra „Liebt eure Feinde“, kommen wir unter Umständen irgendwann an einen Punkt, an dem wir feststellen, dass es unsere Herzen und unsere Seelen sind, die uns allesamt vereinen. Der Funken der Liebe und des Friedens glimmt und fliegt von Mensch zu Mensch, sofern wir es zulassen. Ob er aber das verhärtete Innere jener engstirnigen Kriegstreiber, -herren und -damen zu erleuchten vermag? Ich weiß es nicht.



Georg-Friedrich Wolf, Sehnsucht



An der Straße von Messina

Geruch nach Wasser und Salz,
das Haar von Äolus' Brise durchweht,
sitze ich auf der Steinbank am Ufer.

Muscheln, die Achaten gleichen,
zu meinen Füßen.
Palmen und Steine am Strand.
Fischerboote warten auf die Nacht.
Und da drüben liegt Messina.

Wenn Großmutter von Sizilien sprach,
den Atlas aufschlug, war der Meeresstreifen,
der jetzt vor mir liegt - ein blauer Strich.
Damals folgte ich dem König von Ithaka zu Inseln,
die ich gestern bewanderte.

Mir flieht die Stunde an der Promenade in Reggio.
Ich falte das Meer zusammen, bis es hinter meine Stirn passt.
Wolken und Schleier überziehen das Peloritani-Gebirge.
Die weißen Punkte da drüben – Messina.

Irgendwo dort zerreißt Salvatore den Faden,
der ihn an sein armseliges Leben bindet,
packt in den Rucksack Weißbrot und Wein,
die Verheißung im Land hinter den Alpen,
während ich den Blick schwer losreißen kann
von den weißen Häusern - da drüben.



Elbtrilogie

I
Strandgut bin ich,
hundert Jahre vor meiner Zeit
der Kahn meiner Väter
ankerte hier.

II
Zum Ufer drängt es mich -
quere Hügel im Flußbett
mit Muschelschalen
zwischen Distel und Gras,
schlage mich durch ein Brennesselheer,
spüre endlich weißen Sand
neben Krabbenbein und Möwenfeder.
Als Kind gab mir die Elbe
vom Meer eine Ahnung.
Damals trieb Schaum auf ihr,
jetzt segelt ein Reiher
über seinem Spiegelbild.

III
Strandläuferin bin ich,
springe von Stein zu Stein
bis zur Bucht unterm Weidendach.
Hier habe ich die erste Burg gebaut,
später geübt mit Pfeil und Bogen.
Heut suche ich zwischen Schotterritzen
den Sand meiner Burg.

Küstenwind

Mit Salz und Gischt
schreibt das Meer
Gebete auf den Strand,
daraus die Möwen lesen
nahrhafte Kost.

Ich deute die Rippel als Warnung
vor Sturmflut und verfallende
dem Säuseln des Schaums.

Ostseebad

Seestern und Donnerkeil,
Muschel und Hühnergott,
Kormorane auf dem Opferstein
von Strandkorbreihen fern genug.
Auf dem Hochufer bietet ein neuer Palast
Finnische Sauna und Massage im Park.
Zwischen weißen Villen erzählt
ein Haus unterm Reet vom Fischerdorf.

Festmahl

Schnee tüpfelt den Sand,
Woge um Woge wirft die See
Muscheln ans Gestade.
Blauschwarze, braune, weiße,
geschlossen noch - im Tang.

Möwen und Enten
picken und streiten,
schlucken mit Schale
die köstlichen Happen.

Labt euch, solange die Gabe
euer ist.

Bald werden Strandkörbe
die Küste säumen.



romantikriss

durchs abendrot hindurch
brühwarm gestoßen strandgutschande
gewissenrot beschämt

ohne menschen innenschau fehl
am platze zeigt sich
mehr als verantwortungs
los
igkeit

ohne worte

3 strandgut-haiku

strandgutglück am meer
bernstein und donnerkeiler
muschel mit perle

strandgutpech am meer
algen und plastikflaschen
lauter leiser müll

im „weiß & rosé“
im strandgut-weinschorle glänzt
schönheit & wahrheit

stranderlesenes

möglich auch in flaschen
post geheimnis
voller zeichen
rätsel
sprache
&
daneben gleich edel
braune urzeitfantasien
mit wirklichkeit glänzend kombiniert
leben jetzt und früher eingebackene
zeit

in bernstein dem
handschmeichler

bald am schönen kettchen
den hals küssend
eine frau



meeresapokalypse

am strand so sichtbar liegt
der unrat tot wie
der frische dreckig tod geruch
lässt fliegen fort davon im kopf
spitzfindig die verantwortung mensch sie
ist kein hut den du wegfliegen
lassen kannst allein er hallt
in allen lüften wie geschrei

wusste schon jakob von hoddiss
und dass der menschen taten
-sieht man sie bei licht-
einen schnupfen haben

und manchmal nicht merken
wie sie zerdrücken
dicke dämme

auch wenn die wilden meere
hupfen sie deutlicher
nicht warnen können

angespült

vom wellengewoge treibgut
aller art unrat

drama menschgeschaffenes
unheil endprodukt
zerschneidet alles heile
scharf im abendsonnen-
und morgensonnenlicht
schreit alte romantik
ihren letzten atemzug vor
ihrem tod

steht nichts im wege mehr
ganz im gegenteil:
der mensch





Gestrandet auf einer Insel. Sie kann die Gestalt wechseln wie das launische Meer, doch stets habe ich eine Ahnung von zu Hause, wenn ich ihren Strand betrete. Liegt sie nahebei im Norden, muss sie klein sein, damit ich sie rasch küssen und an mich drücken kann. Weiter weg darf sie manchmal auch größer sein, so wie Feuerland oder Sansibar, an deren Küsten ich erst einmal stillstehe, den Rum und das tanzende Fernweh beiseitelasse, und über diese Familienmitglieder staune.

Unweigerlich steige ich auf Leuchttürme und Inselkuppen und bin beruhigt, wenn ich von ihnen aus ringsum das Meer sehen kann. Vermutlich ein harmloser Fall frühkindlicher Prägung: Die erste Treppe in meinem Leben führte hinauf zum Leuchtfeuer meines Großvaters. Ein weißes Schloss war seine Arbeitsstätte, wir nannten sie Casablanca an der Elbe. Ein gediegener Kontrast zu der Baracke, in der ich damals wohnte. Nicht jeder Insulaner hat einen Leuchtturmwärter zum Großvater, dennoch bin ich damit in guter Gesellschaft. Ich könnte auch meinen Onkel Tack nennen, mit dem ich zum Haiangeln hinaus auf die Nordsee gefahren bin.

Insulaner sind der Anmut der Windrose verfallen. Der Horizont gibt mir die Versicherung, auf keine künstlichen Grenzen zu stoßen, die von der Politik gezogen sind. Wenn die Woge sich hebt, lässt mich das Meer tief einatmen und dem Sturm mit Optimismus entgegen sehen. Dagegen sind Linien, die das Land willkürlich durchschneiden, für den Bewohner einer Insel etwas Fremdes, und mühsam bei Reisen auf dem Festland Angelerntes.

Inseln haben ein langes Gedächtnis. Das Leben und Weben auf einem klar überschaubaren Raum fördert die Konzentration. Dazu haben Inseln ständig Anlässe sich selbst zu vergewissern, und zwar umso mehr, je kleiner sie sind – aufgehoben und doch einsam und wunderbar verloren im Meer. Das ist ihre äußerliche Bestimmung: Verletzlich zu sein vor den Naturgewalten, gering zu sein vor den kommerziellen und politischen Mächten der Kontinente. Dagegen ein standfester Minimalismus als innerer Wert, und an dieser Stelle eine Einschränkung. Vielleicht denke ich überhaupt nur an Eilande, wenn ich von Inseln spreche. Und ganz bestimmt meine ich in meiner Vorstellung nicht Haupt- und Staatsinseln wie England, das Kopenhagener Seeland oder Sumatra.

Engländer haben bereits einen Teil ihrer insularen Instinkte verloren und wissen nicht mehr unbedingt, wie die Menschen auf den wirklichen Seeländen ticken. Eine Bemerkung des hochberühmten Forschungsreisenden Sir Richard Burton macht das deutlich. „Kleine Inseln sind große Gefängnisse“, sagt er. „Man kann nie aufs Meer hinaus blicken, ohne sich zu wünschen, dass man die Flügel einer Schwalbe hätte.“ Das sind natürlich Sätze, die jeder Festländer gleich versteht, als Versatzstück aus bösen Träumen oder als hellwacher Stellvertreter von armen Inselmenschen.

Mit der Psyche des Insulaners haben sie nur am Rande zu tun. In meiner Jugend steckte ich manchmal ganze Jahre am Stück auf der Insel fest. Damals gab es für mich zwar eine kitzlige Neugier auf das Festland, doch übers Meer habe ich jeden Tag ohne Eskapismus geschaut. Einmal war ich drei Jahre lang ohne Unterbrechung auf der Insel. Ich kann mich an keinen einzigen Blick aufs Meer erinnern, der in blindem Verlangen auf Vogelschwingen geendet hätte. Ohnehin wäre ich nie auf eine Schwalbe verfallen. Wenn schon Flügel, dann jene der Silbermöwe.

Hinter Burtons Ansicht steckt britischer Hochmut. Britannien ist die dicke, reiche Tante unter ihresgleichen, die zwanghaft auf alle herabschaut. Soweit seine Landsleute durch die Umstände noch richtige Insulaner sind, geht es ihnen ebenfalls anders als die Worte des Forschungsreisenden vermuten lassen. Der Seemann Alexander Selkirk, das reale Vorbild für Robinson Crusoe, wurde im Januar 1709 von einem englischen Piratenschiff aus seiner Inseleinsamkeit befreit.

Selkirk heuerte umgehend unter dem Kommando seines Retters an, niemand anders als der Freibeuterkapitän Woodes Rogers aus Bristol. Die Beutezüge gegen die spanischen Handelsschiffe und Kolonialhäfen verliefen erfolgreich, und 1714 kehrte Selkirk als reicher Mann auf die britische Insel zurück. In seiner schottischen Heimat bezog er das väterliche Haus, doch er verfiel in Depressionen. Meistens lebte er in einem Zelt, das er im Garten des Anwesens aufgestellt hatte, und schaute hinaus auf die grüne See.

Aus London erhielt er Besuch von dem Journalisten Richard Steele, der für die Zeitschrift *The Tatler* schrieb. In seinem Interview sagte Alexander Selkirk: „Ich bin jetzt achthundert Pfund wert, aber ich werde nie wieder so glücklich sein wie damals, als ich keinen roten Heller mein Eigen nannte.“



Insulaner haben keine Wahl, sie müssen sich selber genügen. Das gibt ihnen auf Dauer eine Stärke und Unverwechselbarkeit. Zugleich kann der nächste Sturm ihr Gemeinwesen davonblasen. Ein Haus auf einer Insel ist ein Achterdeck, das allein von Rasmus Gnaden und Gottes Barmherzigkeit auf dem steinernen Rumpf getragen wird. Richtig kleine Inseln werden von jedem Sturm, aber auch jedem Schiff durchgeschüttelt, das auf der Reede seinen Landfall macht. Besonders schlimm ist die Entdeckung des Eilands als Destination des Fremdenverkehrs. Dann drohen touristische Tsunamis, die Inseln wie Helgoland oder Capri um ihre innere Natur bringen.

Auf dem anderen Bug weitet die eigene Seefahrt den Horizont des Eingeborenen, und bei der Rückkehr fällt ein neuer Blick auf die Heimat im Meer. Um den Kindern zu Hause, den Nachbarn im Laden oder der Crew im Krug davon zu erzählen, hat nahezu jede Insel ihre eigene Sprache. Sie ist nicht nur das kollektive Gedächtnis und Gemälde dieser schaumgeborenen Welt, sondern auch eine einzigartige Schutzimpfung gegen die Verlockungen fremder Häfen und die Zumutungen des Festlands. Denn die Seele sucht den heimischen Tonfall, um darin Ruhe zu finden.

Ihren kräftigsten Ausdruck erfährt die Inselfsprache an der Wasserkante. Das ist kein kartographischer Begriff, sondern ein luftiges, vom Wind durchgepustetes Gebilde, die wechselnde Bühne, auf der die Fischer, ihre Freunde und Frauen das Tagesgeschehen durchsprechen. Eine Insel ohne Wasserkante ist ein sterbendes Gemeinwesen. In der Gegenwart zeugt eine Menge verlassener Eilande davon, wie die Übermacht von Medien und Verkehr des Festlands erst die Wasserkante und dann die Inseldörfer zum Verstummen und Verlassen gebracht hat.

Ohne die Wasserkante ist auch der Autor nichts, verblasst sein Schreiben, verdorrt die Stimme, verodet sein Inselverstand. Am Gestade lässt er seine Geschichten steigen. Gerne würde ich den Blickwinkel eines Freundes von der Wasserkante auf Nanortalik, Südgrönland, teilen, für den die Welt einzig und allein aus Inseln besteht. Wobei ich bis heute nicht wirklich weiß, ob das für ihn Wunsch oder Tatsache ist.

Mein Motto, so wie ich es von zu Hause übernommen habe, wo es am Inselrathaus prangt, heißt: „*Rüm Hart, klooar Kimmen!*“ Das ist Helgoländisch, ein winziger friesischer Sprachsplitter draußen auf der Nordsee, und bedeutet: „Weites Herz und klare Sicht!“ Den Namen Helgoland gibt es im Helgoländischen gar nicht. Wir nennen unsere Insel einfach *deät Lunn* - „das Land“. Ein weiteres Stückchen Erde, einen anderen Ort hat diese Sprache nicht. *Blooot dehiir Steed*. Nur diesen hier.

Etwas völlig anderes ist die Robinsonade. Wird sie nicht aus der Not eines Schiffbruchs geboren, dann ist der Wunsch nach einer eigenen Insel totalitär. Sancho Pansa, der stets nur Statthalter einer Insel werden wollte, ist gefährlicher als Don Quichotte, der ehrpusselige Ritter von der traurigen Gestalt.

Jede Landratte, die Backbord nicht von Steuerbord unterscheiden kann, hat sofort das Sinnbild parat: ein Erdhaufen im Ozean, darauf eine Palme, ein Sonnenschirm, ein Campingstuhl und ein entspannter Mensch. Es ist die Zwangsvorstellung des Nicht-Insulaners, der seiner festländischen Zivilisation überdrüssig wird. Wenn er sich die Bettdecke über den Kopf zieht wird er ein Seeteufel und atmet durch Kiemen. Wer jedoch auf einer kleinen Insel groß geworden ist, hat schon als Kind nach Seesternen und Seeigeln getaucht und demnach erfahren, dass er ein Mensch mit einem begrenzten Luftvorrat ist. Er singt das Lob der Nachbarschaft und findet sich jeden Tag bei Sonnenuntergang zum Klönschnack auf der Landungsbrücke ein.

Reiseliteratur, die ihren Namen verdient, befreit Geografie und Völkerkunde, Geschichte, Kunst und Kultur aus ihren akademischen Vitrinen. Sie entbrennt vor Neugier auf die Menschen, denen der reisende Autor begegnet, und nutzt das befreite Wissen, um diese Menschen in ihrem Glück und Unglück, ihren Vorurteilen und Legenden zu verstehen.

Statt den Grenzstationen kennt der Mensch der Inselreiche seine Häfen. Das Meer trennt und es verbindet, und die Gezeiten gehen mitten durch die Brust der Bewohner, der Wunsch nach Abgeschiedenheit und die Sehnsucht nach Brücken. Wir Insulaner wissen um die Psychologie des fremden Ankömmlings, die uns schmeichelt und vor der wir uns zugleich in Acht nehmen. Bill Tillmann, der legendäre Pionier des Segelns in hohen Breiten, hat sie in seinem Travelogue *Mischief in Patagonia* beschrieben: „Inseln haben etwas an sich, das ein lebhafteres Interesse in mir erweckt als es eine bloße Küstenlinie tun würde, sie haben eine romantische Aura: ein Schiff, eine Insel, ein Sichelmond. Eine Insel in Sicht zu bekommen, sogar den kleinsten unscheinbaren Aschehaufen, hebt die Neugier. Ist dort ein Landeplatz, gibt es Wasser oder überhaupt Leben auf ihr? Und wenn man auf einer steht, genießt man die Freuden der See ohne ihre schlechten Seiten.“



Das hört man gern, doch von Insulanern ist bei Tillman gar nicht die Rede. Was gäbe es zu uns in dieser Hinsicht zu vermeiden? Außerhalb der Saison stellt sich die ganze Insel am Anleger ein, wenn das Fährschiff festmacht. Das ist unweigerlich ein Schick und Brauch der schlechten Jahreszeit, wo der Bote des Festlands nur alle paar Tage in Sicht gerät. Auf dem Landgang gibt niemand etwas auf das Urteil des Fremden, doch keiner wird ohne Urteil wieder aufs Festland entlassen. So viele Fahnen kommen und gehen mit den Schiffen, wer will sich da auf eine festlegen, und warum auch? Wenn der Brückenkapitän die Fahnen der Länder und Reedereien zum Gruß am Mast aufzieht, sprechen sie mit den Möwen im Wind alle in der gleichen Sprache.

Es gibt keine hässlichen Inseln. Ein Flecken im Meer ist per se ein schöner Ort. Gelegentlich mag ihre Schönheit auch Schrecken verbreiten. Vielleicht stehen an der Wetterseite Felsen wie zähnefletschende Ungeheuer im Wasser und warten auf den Landfall eines unglücklichen Schiffes. Der Schrecken hat dennoch Ästhetik, eine wildschöne Anmutung. Manche Inseln mögen sogar hässliche Seiten aufweisen, die bloße unästhetische Furchtbarkeiten sind und das Meer vergessen lassen, das sich vor ihnen dehnt, und den Wind, der sie streichelt. Pizarro strandete am Äquator auf einer flachen kahlen Insel ohne Schattenspender. Sechs Monate schmorte er im Glutofen. Sei es drum, topp oder flopp, ich liebe sie alle und besuche sie, die Schaumgeborenen, und halte es mit Nietzsche, „dass die Erkenntnis auch der hässlichsten Wirklichkeit schön ist.“

Trotz ihrer Heimatliebe sind Insulaner immer Reisende. Ihr Sinnbild ist das Segel. Wird es nicht benutzt, sollte es doch für alle Fälle bereitliegen, um seinem Besitzer auf schwankendem Boden eine Stütze zu sein. An Inseln können wir mit böser Konsequenz die Gefahren studieren, die Vögeln drohen, wenn sie ihre Fähigkeit zu fliegen ablegen und damit auf Gedeih und Verderb an den einen bestimmten Ort gebunden sind. Sobald sie vom Festland in ihrem Paradies entdeckt werden, ist es mit ihnen aus und vorbei.

Inseln liegen wie Linsen im Kosmos der Evolution. Sie schärfen unseren Blick für die Feinheiten des großen Getriebes. Ohne das Zutun der Festlandsmenschen treten nur selten Neusiedler aus Flora und Fauna in ihre Abgeschiedenheit ein. Die Inselwelt muss mit dem Genpool auskommen, den sie nun einmal hat, und das macht sie auf Dauer sehr speziell und kreativ. Wer genug Demut aufbringt, der könnte darüber staunen, wie die Evolution mit ihren Ressourcen wirtschaftet.

Andererseits müsste dieser Besucher über die Folgen erschrecken, wenn er nicht nur Beobachter, sondern Handelnder ist. In historischer Perspektive sind praktisch alle Experimente schief gelaufen, die Siedler, Seeleute und die Sendboten der Wissenschaft auf den Inseln der sieben Meere veranstaltet haben. Leute vom Festland können einfach nicht mit den fragilen Oasen der Ozeane umgehen. Und die Tragödie ist, dass Inseln stets zu wenig tüchtige Leute hervorbringen, die auch bleiben oder zurückkehren. Es ist für aufgeweckte und neugierige Inselnaturen nicht einfach, immun gegen die Verlockungen des Festlands zu werden. Und damit fähig zu sein, die eigene Welt wirksam zu schützen.

Ich schmecke die salzige Brise, die über meine Insel geht und alle Teile zu einem Ganzen verbindet, und lerne vom hohen Möwenschrei über den Fahnen, wie wichtig es ist, dass ich die Segel trocken halte und meinem endemischen Pegasus die Flügel bewahre.

Vor der Nordinsel Neuseelands liegt ein Eiland, das heute Roberton Island heißt. Die Maori nannten es Motuarohia, die *Insel, auf die man sich wünscht*. Das verstehe ich sofort. Oder wie Charles Warren Stoddard in seinem *Hawaii Noi* schrieb: „Inseln werden Verse und das Ganze ein Gesang.“



Steingeficht von der Insel

Hallo, Kasper, neulich war Krieg
Wo kein Stein auf dem anderen blieb
Liegen auch die Gefichter am Strand
Leihe ich meinen Blick
Der Erinnerung zum Pfand
Kehrt die Welle mit jedem Schlag
Die Verhältnisse um
Und spült neue Geister an Land
Wächst Gras über die Sache
Der Rest ist bekannt

Reimer Boy Eilers



Das poetische Meer

Mein Vers sei wie Ebbe und Flut
im Gleichmaß der Stunden.
Und ebenso sei mein Mut,
alles Auf, alles Ab
in die Zukunft zu runden.

Ich höre auf deine Wellen,
Verse, die am Strand zerschellen,
als hätten sie Geheimes anzustellen.
Dann zieht sich das Meer zurück,
und das Watt liegt da
wie ein offenes Buch,
mit Runen und Rippeln beschrifteter Schlick.

Sieben Küsten laufen um die Erde,
damit Botschaft von den sieben Meeren werde.
Ohne Küste wär' das Meer nur Wasser.
Ohne Form wär meine Botschaft blasser,
nur der Funkspruch eines Liebeskranken,
dem an Deck die Binnenmeere schwanken.

Also fasse ich mich wie das Meer,
zwischen Küsten treiben meine Zeilen,
wenn die Worte sich beeilen.
Gut in Form komm' ich daher,
wasch' mir im Sturm den Pelz,
aber mach mich nicht nass.
Der Sturm tobt in meinem Tintenfass.



Scharhörn

Wie gewonnen, so zerronnen
Untiefen im Tidenstrom
Ist einmal das Wasser weg
Da helfen keine Tonnen
Die Elbmündung ist ein großer Haufen Dreck
Mit einer scharfen Eck'

Das ist ja wohl das Letzte
Was ein Fahrwasser zu bieten hat
Ich mein ja nur, Wattenmeer satt

Auf dem Grund

Unter dem salzigen Wasser
wird die Fauna
wieder zu Stein
wächst der Muschelkalk
als neuer Fels im Sein
dreht sich die Frage
nach dem Stand der Dinge
auf dem Meeresgrund
eisern im Kreis

Wrackhorn

Nis Puk geht um
Nis Puk geht um
Im Sturm herum
Im Sand herum
Auf Amrum
Er weiß seine Stelle
Die schlimmste Welle
Die Well' springt um die Wette
Mit der Dünenkette
Kommt ein Schiff geladen
Läuft auf Strand mit Schaden
Der Sand beginnt zu singen
Wer will mir Opfer bringen?

(Wriakhörn auf Ömrang)





“Komm auch ins Wasser. Es ist herrlich”, rufst du mir zu. Doch ich möchte nicht. Der weiche helle Sand unter mir ist so schön warm. Dieses wohlige Gefühl möchte ich nicht aufgeben. Ich winke dir zu und lächle.

Vor meinen Füßen liegen die verschiedensten Muscheln. Manche sind grau, andere rosa. Die einen sind glatt, manche sind ganz rau, angegriffen vom Salzwasser.

Menschen laufen an mir vorbei. Sie beachten mich nicht, sind vertieft in Gespräche oder in ihre eigenen Gedanken.

Du schwimmst immer noch. Ich sehe dich, obwohl du schon sehr weit vom Ufer entfernt bist. Ein leichter Wind weht feinen Sand zu mir. Mein linker Fuß ist schon fast völlig mit Sand bedeckt. Würde es einen Unterschied machen, wenn mich der Sand hier ganz verschwinden ließe? Schon lange scheint mich niemand mehr wahrzunehmen. Wie eine Flaschenpost ohne Post fühle ich mich oder ein Stück Treibholz, das niemand mehr braucht. Gab es einen Auslöser für meine Unsichtbarkeit? Ich weiß es nicht

Ich sehe, wie du untertauchst und wieder aus dem Wasser hoch schnellst. Wann hast du mich das letzte Mal gesehen? Mich, nicht meine Hülle, meine Kleider, mein aufgesetztes Lachen, wenn wir mit Freunden unterwegs sind. Ein Lachen, das schon lange nicht mehr aus meinem Herzen kommt.

Langsam kommt die Flut. Dort, wo das Wasser schon hinkommt, fangen die Muscheln an, sich zu bewegen. Sie tanzen in den Wellen, werden von der Kraft des Wassers hin- und hergeschoben. Wenn ich die Augen schließe, fühle ich mich auch wie eine Muschel. Ich möchte mich von der Flut schaukeln lassen, in ihr geborgen sein, mitgenommen und nach Stunden wieder sanft im warmen Sand abgelegt werden.

Eine Möwe kreischt über mir. Sie setzt sich vor mich und wartet auf das gute Essen, das die Flut bringt. Sie dreht den Kopf und sieht mich an. Wenigstens eine Möwe nimmt mich wahr. Sie kommt sogar ein bisschen näher gehüpft, in der Hoffnung, dass ich etwas Leckeres für sie habe. Doch ich habe nichts. Wir wollten nur kurz zum Strand und jetzt hat der Sand schon fast meine Beine ganz bedeckt und du schwimmst immer noch, als würdest du um dein Leben schwimmen. Immer weiter und weiter, nur um nicht zu mir zurückzukommen.

So kommt es mir jedenfalls vor. Ich habe vergessen, wann wir aufgehört haben uns zuzuhören. Jetzt ist es so, als würden wir unterschiedliche Sprachen sprechen. Ich sehe es an deinen Blicken, dass du mich nicht mehr verstehst mit meinen fremden Worten. Aber sprechen ist doch Übungssache und jede Sprache kann man lernen. Oder nicht? Früher hast du nicht so schnell aufgegeben.

Vielleicht wäre es wirklich das Einfachste, wenn ich hier und heute einfach verschwinden würde.

Wenn nicht diese Sehnsucht in mir wäre, von dir gefunden zu werden. So wie du mich vor vielen Jahren gefunden hast, damals, als alles noch einfach war. Würdest du überhaupt bemerken, wenn ich nicht mehr hier sitzen würde? Wärest du vielleicht sogar erleichtert?

Du schwimmst zurück, lässt dich von der Flut mitziehen.

Mein Herz macht einen kleinen Hüpf. Kommt jetzt der Moment? Findest du mich wieder? In meinem Kopf, meinem Herz und meiner Seele spitzt sich alles auf diesen Moment zu. Jetzt oder nie, alles oder nichts. Schicksal, sprich mit mir. Zeige mir, was richtig ist. Ich will es jetzt wissen.

Die Strömung lässt dich ein Stück von mir entfernt an Land kommen. Ein bisschen ängstlich beobachte ich, ob du in meine Richtung gehst. Aber die Möwe hat mich auch gesehen, also muss ich noch da sein, noch nicht im Sand verschwunden.

Langsam schlenderst du in meine Richtung. Ich kann den Blick nicht von dir wenden. Du hast etwas gefunden, das du aufhebst und betrachtest. Ich beneide das Etwas.

Immer näher kommst du. Immer besser sehe ich dein Gesicht. Du lächelst, als du vor mir stehst. In der Hand hältst du das Etwas. Ein Stück Holz, schon sehr verwittert. Du hältst es mir hin. Du schaust mich an. “Für dich!” sagst du mit ernstem Blick. Ich nehme dir das Stück Holz ab und betrachte es. Auf einer Seite steht etwas geschrieben. Durch die Verwitterung kann man nur noch ein Wort erkennen: “Bleib”.

“Dreh das Holz um”, sagst du mit Nachdruck in der Stimme. Auf der anderen Seite lese ich das Wort “bitte”.



Die Topfpflanze

Ich stelle die Topfpflanze wortlos auf die Fensterbank in meinem Klassenraum. Drei mickrige Blätter, jedes davon kaum größer als meine Handfläche, hängen mut- und kraftlos herab.

Am Tag zuvor habe ich das traurige Etwas im Supermarkt gesehen. Es stand aussortiert abseits.

"Kann ich diese Pflanze kaufen?", frage ich die Verkäuferin. Sie schaut mich ungläubig an.

"Die wird doch nix mehr. Gucken Sie mal da vorne, da stehen die kräftigen, schönen!", weist sie mit dem Finger in Richtung Zimmerpflanzen.

Ich lächle und antworte: "Danke Ihnen, aber ich möchte gerne genau diese Pflanze haben!"

Die Verkäuferin schüttelt den Kopf, hält mich augenscheinlich für bemitleidenswert - und versucht noch einmal, mich umzustimmen.

"Hören Sie, ich weiß gar nicht, wie ich die Ihnen jetzt bepreisen soll. Die taugt ja nix mehr. Ist doch bloß 'ne Pflanze. Nehmen Sie doch was Gescheites da vorne...."

"Ach wissen Sie", entgegne ich, "ich bezahle den vollen Preis, das ist sie nämlich wert. Ich danke Ihnen!"

Noch ehe die Verkäuferin reagieren kann, schnappe ich mir den Topf, trage ihn an den Vorzeigepflanzen vorbei direkt zur Kasse.

Auch dort deutet die Kassiererin mit dem Finger Richtung Pflanzengestell und fragt: "Wollen Sie nicht lieber?"

"Nein danke", unterbreche ich. "Genau diese bitte und bitte auch den regulären Preis!"

Obwohl ihre Gedanken unausgesprochen bleiben, kann ich sie überdeutlich lesen. Ihr Gesichtsausdruck verrät alles. Ich lächle abwechselnd sie und die Topfpflanze an.

Nun steht sie also auf der Fensterbank, beäugt von den kritischen Blicken meiner jungen Menschen.

"Die ist aber hässlich!", konstatiert einer.

"Wo haben Sie denn die ausgegraben?", fragt ein anderer.

Ich schweige. Streiche sanft über eines der unansehnlichen Blätter.

Dann hole ich aus meiner Tasche einen edlen Übertopf hervor und stelle die Pflanze wortlos hinein.

"Viel zu schade für das Grünzeug", bemängelt jemand.

Unbeirrt fahre ich fort und zaubere neben einer stylischen Gießkanne noch eine ebenso schicke Blumenspritze aus der Tasche. Kunstvoll drapiere ich alles auf der Fensterbank.

"Haben Sie das extra für die Pflanze gekauft? Echt jetzt?!", erkundigt sich ein junger Mensch entgeistert.

Ich nicke. "Auch für die Pflanze habe ich den vollen Preis bezahlt", ergänze ich.

Allgemeines Kopfschütteln oder Augenrollen. Manche schaffen beides.

"Warum?", fragt schließlich einer.

Meine Hände streichen noch einmal über die Blätter, ich lasse meinen Blick über die Gesichter meiner jungen Menschen schweifen.

"Diese Pflanze braucht jemanden, der an sie glaubt. Der nicht aufgibt und sie mit Geduld und Fürsorge pflegt. Sie wird wachsen und wunderschön aussehen. Ich weiß es!"

Leises Gemurmeln und Gekicher ist zu hören. Ich lächle die Pflanze an.

In der folgenden Zeit beobachten mich meine jungen Menschen, wie ich unermüdlich jeden Tag mit der Pflanze spreche, über ihre Blätter streiche, sie hege und pflege.

Kein neues Blatt wächst. Im Gegenteil!

Eines Morgens ist eins der drei kleinen Blätter bräunlich gefärbt und seltsam eingerollt.

Klappt ja prima, Ihre Pflege!", kommentiert ein junger Mensch.

Ich schweige. Lächle die Pflanze an, streiche über die beiden verbliebenen Blätter. Und hoffe!

"Vielleicht sollten Sie ihr lieber Witze erzählen", schlägt ein anderer junger Mensch grinsend vor, erntet dafür lautes Gelächter.



Am nächsten Morgen liegt vor dem Blumentopf ein vierblättriges Kleeblatt auf der Fensterbank. Ich schaue meine jungen Menschen an. Ein wenig verwundert und auch sehr erfreut.

"Ein bisschen Glück kann sicher nicht schaden", sage ich. Dann widme ich meine Aufmerksamkeit wieder der Pflanze.

Weitere Tage vergehen, zu den nunmehr zwei Blättern will sich kein neues gesellen.

"Wollen Sie das Gestrüpp nicht endlich wegschmeißen und was anderes kaufen?", begrüßt mich eines Morgens einer der jungen Menschen.

"Nein", erwidere ich, "ich gebe nicht auf! Wisst ihr doch!"

Und dann, zu meiner Freude, wirft ein anderer junger Mensch ein: "Vielleicht ist ihr das Wasser zu kalt. Sollten wir wärmeres Wasser zum Gießen nehmen?"

Wir, denke ich. Aha! Na endlich!

Am nächsten Tag kommt einer meiner jungen Menschen auf mich zu, als ich das Klassenzimmer betrete.

"Ich hab' mal im Internet geguckt, die Pflanze braucht mehr Licht!"

Wir stellen die Pflanze an einen sonnigeren Standort.

Ich spreche nun dort mit ihr, streiche über die Blätter.

Wenige Tage darauf werde ich von meinen jungen Menschen empfangen mit: "Wir haben Gisela heute schon versorgt!"

"Gisela?", frage ich verdutzt.

"Ja", grinst einer, "weil wir sie doch gießen!"

Uff...ich nehme es mit Humor, es dient ja schließlich der guten Sache.

"Außerdem reden Sie doch andauernd mit ihr, da kann sie auch einen Namen kriegen!"

Ich grinse. Wir beginnen doch nicht etwa, uns verantwortlich zu fühlen, so ein klitzekleines bisschen?, denke ich mir.

Und dann, nach schier endlosen Wochen, schallt es mir schon im Flur aufgeregt entgegen: "Kommen Sie schnell, Gisela kriegt ein neues Blatt!"

Na sowas!

"Gut, dass WIR sie nicht weggeschmissen haben"; seufzt ein junger Mensch. "WIR haben sie halt doch gut versorgt", ergänzt ein anderer beinahe stolz.

Es liegen weitere Monate Geduld und Durchhalten vor uns, aber WIR haben verstanden, dass es sich lohnt, nicht aufzugeben. Und dass der Erfolg umso schöner ist, wenn man gemeinsam Verantwortung übernimmt.

Vor den Sommerferien packe ich Gisela ein, die mittlerweile fünf kräftige und überhandgroße Blätter hat.

Einer meiner jungen Menschen findet schöne Worte:

"Ich bin froh, dass Sie Gisela gekauft haben, obwohl sie so hässlich war. Und dass Sie das durchgezogen haben, auch wenn wir uns ziemlich lange echt lustig gemacht haben über Sie und Ihren Spleen mit Gisela. Sie haben fast alle von uns dazu gebracht, für Gisela zu sorgen. Ohne Druck, Sie haben da irgendwie immer dran geglaubt, trotz unserer abwertenden Kommentare. Damit haben Sie uns gekriegt."

"Ich weiß", antworte ich mit Blick auf Gisela in der großen Tragetasche neben mir, "an etwas glauben und nicht aufgeben, weitermachen, auch wenn viele dagegen sprechen. Vertrauen haben in sich und das, wofür man kämpft. Funktioniert übrigens nicht nur bei Pflanzen, sondern auch bei Menschen."



Begegnung am Strand

Jetzt liegt sie da, ganz schwarz verschmiert,
mit letzter Kraft zum Strand geschwommen,
jetzt liegt sie da und japst und friert,
und wer sie sieht, ist gleich beklommen.

Sie liegt ganz schwarz, die Kiemen zu,
von Haar bis Flosse zäh verklebt.
Man sieht's erschreckt und weiß im Nu:
Ein Wunder ist's, dass sie noch lebt.

Um sie färbt schwarz sich aller Sand.
Und auf dies Schwarz, da fallen Tränen.
Man geht zu ihr. Reicht ihr die Hand.
Man zittert. Sagt: »Es ist zum Schämen!«

Man reicht ihr Jacke, Pulli, Schal,
umhüllt, bedeckt sie, wie's grad geht.
Sie schluchzt. Man sagt: »Es war einmal ...«
Und nichts mehr dann. Und sie versteht.

Momentaufnahme am Mittelmeer

Zwei Brüste tropfen nackt ganz knapp an mir vorbei.
Was hier am Strand so rumläuft – wirklich int'essant!
Sie legen sich, noch feucht, nun in den heißen Sand;
sind gleich darauf, wie ich, beim Dämmern voll dabei.

Ich mach' die Augen zu, beseelt von diesen zwei,
ganz sanft weht Wind vom Meer zu uns herauf aufs Land,
gemeinsam mit der Sonne streift er uns charmant,
liebkost uns alle drei. Und flüstert: Ihr seid frei!



Strandkind

liege am Strand
lese dein Buch
hoffe darauf
dass
von irgendwoher
eine Flaschenpost
eine Muschelperle
ein blauer Stein
meine Füße streichelt
die tiefe Freude
eines spielenden Kindes
am Meer
schwebt zu mir
sein Glücklichein
ist
der größte Schatz
den es gibt

Ohne Ruder

du sagst
das Leben
ist manchmal
wie
in einem ziellosen Boot
du treibst umher
ohne Ruder
keinen Kompass
in dir
Wolken verdecken
die Himmelsrichtung
du suchst
nach einem Weg
aus
der Lichtlosigkeit
heraus
irgendwann
streifst du
als Strandgut
die einsame Küste
des wilden Meeres
ich bin dort
und hebe dich auf



Durst liegt in der Welt

Wien, 6. August, irgendwann am späten Tag. Martin, 41 Jahre jung, Professor der Germanistik. Heute jedoch ist nicht der Hörsaal sein Zuhause, es treibt ihn hinaus, fort, im Laufschrift, hin zum Donaustrand. Dem Fluss entgegen, seine Sinne abgeschaltet, nichts wahrnehmend, kaum sogar sich selbst. Tunnel ohne Licht. Der Gegenverkehr- beiläufig. Stechende Sonne, brüllend heißer August. Durst liegt in der Welt, physisch und moralisch. Klappernde Gläser in den Heurigen-Stuben, öffentliche Liebe, nacktes, sommerliches Fleisch. Geruch nach Backendl, Schweiß und sehnsuchtsvoller Lebensfreude. Irgendwo in der Ecke erleichtert sich jemand von einer Menge Wein. Martin zieht vorbei, ohne auch nur einen Hauch zu registrieren. Krampfhaft hält er einen zerfledderten Zettel in der Hand. Schweißperlen en masse, aber unentwegter Lauf. U-Bahn-Station Handelskai, von dort ist es nicht mehr weit bis zum Georg-Danzer-Steg. 730m lang, 1996 eröffnet, blitzt es aus Martins klugem Kopf auf. 730m Fußweg zur Donauinsel. Donaustrand, Picknickkörbe, johlende Kinder, unentwegtes Treiben. Martin im Tunnel. Erschöpfung, Niedersinken inmitten der wallenden Menge. Martin öffnet den Zettel, liest wieder und wieder: „Bin fort, für immer, Lisa.“ „Bin fort“, brennt es in Martins Kopf. BIN FORT! Ohne Gründe, ohne Entschuldigung. Scherben, Scherben, Scherben. Das Leben scheinbar auf einem grandiosen Weg, Doktorand, Professor, Villa an der Donau, die Liebe des Lebens. Und nun? Zwei Worte bringen diesen grandiosen Turm zum Einsturz. „Jeden Morgen fühle ich mich von einem Traum wie Strandgut abgesetzt“ (1), ein Aphorismus von Arthur Feldmann füllt Martins Seelenwelt aus. Hier der Traum, dort der jähe Absturz ins Nichts. Aus dem klarsten Meer angeschwemmt und achtlos am Strand vergessen. Menschen treten das Strandgut mit Füßen, werfen es von Ecke zu Ecke. BIN FORT! Warum? Keine Erklärung. Was soll geschehen? Endlose Leere vermutlich. Zukunft? Wie? Womit? Wodurch? Erbarmungslos stechende Sonne. Durst liegt in der Welt. Durst nach Ruhe, Hunger nach Frieden. Muscheln und glänzende Steine am Strand. Scharfkantige Steine, tiefer Schnitt in den Finger. Leiser Tropfen Blut, lauter Gedanke. Ein Stein sucht sich den Weg zur Schlagader. Kurzer Schnitt, großes Rinnsal, Ohnmacht. Viele Menschen an einem Krankenbett. „Hier, lieber Martin, etwas gegen den Durst“, flüstert eine. Lisa reicht ihm Wasser und küsst ihn. Der Durst ist gestillt.

1) Arthur Feldmann, Kurznachrichten aus der Mördergrube oder Die große Modeschau der nackten Könige, 1993 Edition scaneg, München.



Die Farben des Wassers IV

Gefährdete Grenzgänger

Wie in einem Rausch

Obgleich

Unter Wasser

Spiegelt sich

Mein Blick

In deinem

Schwimmend gar

Im Bläschenwirbel

Seetang

Im Haar

Finger wie Flossen

-Zueinander streben

Oben die Zentimeter dicke Eisschicht

Hier unten

Fische und

unsere

Nackten Leiber

Wir wurden vergessen und

Es ward Winter

Nun

Sind wir eins

Mit Tausendblatt und Muscheln

Atmen durch Unterwasserlungen

Im Frühling

Schlüpfen wir aus Larven

Nicht Frau nicht Mann

Nur Gedanken

Die flüsternd

An die Ufer treiben



Ana Maria Bianco, Fischblau

Aufsteigende Atemkugeln

Die sich

Auf Lippen legen

Sich spiegelnd im Licht

Sich im Rausch

Wieder finden



Ana Maria Bianco

Die Farben des Wassers VI

Es ist Regenzeit
Alles schaumige Wellen
Im braunen Schlick
Aufgeworfene Gedanken
Still
Im Regenrauschen

Die Feuchte kriecht unter die Haut
Hinterlässt feine Blubberblasenstraßen
Im Grau des Tages
Stumm
Sogar die Vögel

Du trägst das Kleid Einsamkeit
Weit und breit nur
Die Gaben des Himmels
Der verschwimmt mit
Den anschwellenden Flüssen
Ununterscheidbar

Wo oben

-----wo unten



Die Farben des Wassers VIII

Nebeltrinker

Wartend...

Unter einem Stein
im Morgengrauen
auf die Nebelschwaden des Atlantiks

Die Haut faltet sich auf
Unter den Flügeldecken
Der Atemraum
Die Stigmen öffnen sich
Sammeln das Wasser
Aus dem Wind
Ein Spalt
Der einzige Kontakt zur Außenwelt

Umgeben vom bronzenem Sand
Der Namib Wüste
Dagegen
Das Schwarz
Des kleinen Körpers



Georg-Friedrich Wolf

Georg-Friedrich Wolf, geboren 1962 in Freiburg, ist ein international arbeitender und angesehener Stahlbildhauer, unter anderem in der Schweiz, in Italien, England und Deutschland. Wichtig ist ihm der Kontakt mit dem kunstinteressierten Publikum, das Gespräch. Er performt seine Kunst. Als Aktionskünstler hat er unter anderem einen David für Lwiw geschaffen, um sich im Krieg in der Ukraine zu positionieren. Wolf nimmt seinen Auftrag, sich in seiner Stellung als bekannter Künstler einmischen zu können, ernst. Er ist politisch und will aktiv sein. Sein Material ist in der Kunstszene selten, aber für Georg-Friedrich Wolf muss es Stahl sein. Ob Schweißbrenner, Hydraulikpresse oder Lasercut: Wenn er an seinen Skulpturen arbeitet, arbeitet er mit dem Material, nicht dagegen.

Wie beim Nouveau Réalisme (übersetzt: Neuer Realismus) bildet er die moderne Wirklichkeit zu gesellschaftlichen Themen, wie z. B. Mensch und Natur bezüglich Fortschritt, Flucht und so weiter, ab, indem er das Material Stahl aus bereits bestehendem Material wie Schiffwracks, Maschinen ... verwendet. Seine Kunstwerke werden somit aus einer vorangegangenen oder aktuellen Realität herausgenommen, zerstört, arrangiert und neu zu Skulpturen geformt. Die Konsumwelt erzeugt somit ins Bild gerückte Kunst zu neuen gesellschaftlichen Verhältnissen.

Seine künstlerischen Werke zu zeitgenössischen Themen handeln von Polarität: vom menschengemachten Fortschritt und dem Scheitern dessen, indem er unseren Umgang mit der Naturgewalt hinterfragt. Seine Kunstwerke entstehen zum Teil aus der Kunstgeschichte; somit hat er sich der mythologischen Gestalt des Prometheus in einem Kunstwerk gewidmet. Wenn ich auf die Kunst von Georg-Friedrich Wolf blicke, dann freue ich mich, dass Prometheus uns das Feuer gebracht hat.

Marianne Schaufler



WOLF, Georg-Friedrich

*1962 in Freiburg, lebt und arbeitet in Darmstadt / DE.
STAHL-BILDHAUER, Meisterbrief als Metallgestalter.
Berufung zum Restaurator für historische Metallarbeiten.
Reisen durch Europa, Naher und Mittlerer Osten, Amerika und Indien.

Auf diesen Reisen internationale Zusammenarbeit mit zahlreichen Künstlern und Ausstellungsbeteiligungen (u.a. in Ann Arbor / USA und Tel Aviv / Israel).

1990 – 2018 Atelier für angewandte und bildende Kunst, Hofgut Habitzheim/DE. Seit 2019 Atelier und Projektraum „Halle 109“, Darmstadt/DE.



© Klewar-Photographie Wolf, Strandgut

Ausstellungen

(Auszug):

The Missing Piece

Galerie Scheffel / Bad Homburg

Soloausstellung bis 13. Juni.

„Museum Villa Seiz“

überwiegend brandneue Arbeiten
aus dem Werkzyklus Eisenzeit.

14.05.2026 – 07.06.2026.

PONT DES ARTS – Brückenschlag der Formen.

@ 07.06. um 16:00 Uhr: Finissage – G.F. Wolf,
"Stahl muss es sein", Künstlergespräch

ART KARLSRUHE

05. – 08. Februar 2026.

„scultura 2026“ in Baden-Baden rund um das
Alte Dampfbad und am Florentinerberg

29. März bis 5. Oktober 2026.

Blickachsen 14

Skulpturen im Kurpark, im Schlosspark und im
Gustavsgarten Bad Homburg

18. Mai – 5. Oktober 2025.

(Eine ausführliche Bio finden Sie unter:

<https://www.wolf-werk.com/de.the-artist.georg-friedrich-wolf.html>)

© Klewar-Photographie Wolf, Strandgut



ein interview

mit dem Künstler Georg-Friedrich Wolf von Marianne Schaufler

Fließendes Interview via Telefon

literatur_fetzen_: „Sehr geehrter Herr Georg-Friedrich Wolf, schön, dass Sie sich Zeit nehmen, mit mir dieses Interview zu führen. Die erste Frage an Sie, die sich mir aufdrängt, ist: Warum Stahl? Stahl ist eher ein Material, das bei Kunstschaffen den wenig bis kaum Verwendung findet, wage ich zu behaupten. Vielleicht sind Sie sogar der einzige Künstler in dieser Region und unserer Zeit.“

Georg-Friedrich Wolf: „Mein Material ‚Stahl‘ ist kein Zufall. Es geht darum, die Kraft des Materials, seine unnahbare Ausstrahlung, aufzubrechen; die Herausforderung anzunehmen, nicht gegen das Material zu arbeiten, sondern mit dem Material; den kalten, harten Werkstoff mit Eleganz, Schwung und Balance in Szene zu setzen oder ihn sogar warm und geschmeidig wirken zu lassen. Außerdem ist Stahl politisch. Es ist das Material, auf dem unser Wohlstand fußt. Kein Haus, keine Brücke, kein Schiff ohne Stahl. Aber es ist Fluch und Segen gleichermaßen. Wir können produktiv und konstruktiv sein oder dem Nachbarn die Hütte bombardieren. Sprichwörtlich: Schwerter und Pflugschare. Und wir erliegen mit Stahl dem Irrtum, die Naturgewalten zu beherrschen, bis wir damit unseren Planeten Erde durchgebracht haben.“

literatur_fetzen_: „Und ich stelle mir weiterhin vor, dass das Erschaffen Ihrer Kunstwerke zum einen nicht ungefährlich ist, da Sie mit Feuer arbeiten, und zum anderen körperlich sehr herausfordernd. Möglicherweise findet es deswegen selten Beachtung in der Kunstszene?“

Georg-Friedrich Wolf: „Gefährlich ist es nicht, wenn man es kann, aber Respekt ist schon angesagt. Ich arbeite nicht so sehr mit körperlicher Kraft, damit kommt man nicht weit, sondern mit Schwung und Hebel. Wenn es um richtige Kraft geht, ist eher Köpfchen gefragt: Hydraulik, Hebel, Flaschenzug, Presse oder Lufthammer oder eben Feuer. Nicht viele beherrschen das, aber es gibt schon eine Handvoll Könnern. Das Handwerkliche hilft sehr, aber es tritt zurück. Worauf es ankommt, ist die künstlerische Herangehensweise.“

literatur_fetzen_: „Herr Wolf, sozialisiert wurde ich als Ruhrpottkind mit dem Untertagebau. Ich erkläre dies vorab, um den späteren Lesern unseres Interviews die Dimensionen Ihrer Kunstwerke nahezubringen. So stand ich einmal in dem Kulturerbe vor einer Maschine, in der eine einzelne Schraube so groß wie ich selbst war. Sie als Stahlbildhauer haben eine Skulptur geschaffen, die über sechs Tonnen schwer und über acht Meter hoch ist. Auf mich wirkt so etwas sehr imposant, gewaltig.“

Georg-Friedrich Wolf: „Dieses Spiel mit richtig großen Dimensionen ist Teil meiner Aussage. Ich will infrage stellen, dass der Mensch mit seiner Technik und eben mit Stahl die Naturgewalten beherrscht.“

literatur_fetzen_: „Auf Ihrer Website konnte ich in Erfahrung bringen, dass Sie Ihre Werke in eine Naturkulisse einbetten. Bei diesen Installationen entsteht ein völlig anderer Effekt: Ihre Kunst wirkt im Verhältnis winzig. Dies hat mich nachdenklich gestimmt.“

Georg-Friedrich Wolf: „In meiner Werkhalle wirkt die 8-Meter-Skulptur wirklich gigantisch. Stellt man das Werk aber in eine Naturkulisse, relativiert sich das sehr schnell, und ich will, dass wir spüren, wie klein wir sind und wie wenig wir gegen die Kräfte der Natur ausrichten können. Ich mache aber auch kleinere Skulpturen, ich arbeite in allen Dimensionen. Größe ist nicht das Kriterium für eine gute Skulptur, oft erfordert gerade eine kleine Arbeit viel Sensibilität. Aber es macht mächtig Spaß, richtig groß zu arbeiten.“

literatur_fetzen_: „In einem Video auf Ihrem YouTube-Channel sagen Sie, um Kunst zu schaffen, solle man sich mit der Idee beschäftigen: morgens mit dem Aufwachen, sozusagen mit dem ersten Kaffee. Somit solle man seine Idee in den Alltag einbinden und diese weiterentwickeln?“

Georg-Friedrich Wolf: „Ob sich ein Künstler ständig und von früh bis spät mit seinen Ideen beschäftigen muss, kann ich nicht sagen. Jedenfalls bei mir ist es so. Ganz von selbst. Ich liebe das so.“

literatur_fetzen_: „In der Kunstwelt sieht der Kunstbegeisterte in der Regel erst das fertige Werk. Viele Schritte gehen dabei verloren. Ich fand es äußerst interessant, im Kontrast gesehen zu der Größe Ihrer Werke, dass die Planung hingegen sehr filigran ist. Ich sah den Modellbau Ihres Werkes, Sie sagten, ein Kunstwerk werde über Monate hinweg geplant, und bei einem Ihrer Werke sah ich in Ihrer Halle, der „Halle 109“ auf dem ehemaligen Schenk-Gelände in Darmstadt, einer 500 Quadratmeter großen Werkstatt, wie Sie die zu verbindenden einzelnen Teile ja fast akribisch, wie beim Maschinenbau, ordentlich nebeneinander anordneten. In der Malerei zum Beispiel wäre es ein Einfaches, der Spontaneität beim Malen zu folgen. Ihre Kunst entsteht nicht aus dem Stegreif. Was bedeutet Ihnen dieser lange Prozess des Denkens und Planens?“

Georg-Friedrich Wolf: „Ich arbeite immer an sehr vielen Werken gleichzeitig, die verschiedenen Phasen gehen ineinander über. Bei einem Werk bin ich ganz am Anfang, im Inspirationsprozess mit Skizzen beschäftigt, bei einem zweiten Objekt baue ich bereits ein kleines Modell, beim nächsten Werk muss ich auf Material warten, während etwas anderes schon seit Wochen langsam entsteht. Manches wartet auf den letzten Handgriff, und dann sind da Stücke, die brauchen noch eine Oberfläche, ein Finish. Manchmal ist es aber auch ganz anders, und ich beginne etwas und lasse nicht davon ab, bis es fertig vor mir steht. Es gibt keine Regel.“

literatur_fetzen_: „Mit Nouveau Réalisme arbeiten Sie mit Alltagsobjekten. Entweder behalten Sie eine Form des Stahls bei, oder Sie formen ihn aus diesen Gegenständen neu. Der Stahl, den Sie als Kunst verwerten, ist gegebenenfalls 100 Jahre alt. 100 Jahre Zeit, unendliche Geschichten trägt somit dieses Material. Ebenfalls kann man Sie als Aktionskünstler sehen, bei dem nicht nur das fertige Werk, sondern die Handlung, die Performance, das Zusammenspiel des Ortes, das Einbinden des Kunstinteressierten, die Installation bereits ein Akt der Kunst ist. Das hat mich sehr beeindruckt. Was bedeuten Ihnen diese Vorgehensweisen, die moderne Wirklichkeit mit Ihrer Kunst zu verbinden und die Handlung selbst ein Kunstwerk sein zu lassen?“

Georg-Friedrich Wolf: „Wenn ich das Atelier verlasse und unter freiem Himmel arbeite, dann hat das zunächst einen großen Reiz für mich. Ich bin dann selbst ein Teil der Natur oder des städtischen Raums. So komme ich beim Arbeiten an meinem Werk mit den Menschen rundherum ins Gespräch. Dieser Dialog ist für mich höchst reizvoll und essenzieller Bestandteil der Performance. Wie erleben es die Menschen, was ich da mache, wie sehen sie es, vielleicht inspiriert mich der eine oder andere mit einer Idee. Wenn so etwas dann auch noch im Ausland stattfindet, ist es noch wichtiger, bei den Menschen anzudocken. Ich reise ja nicht als Tourist, sondern ich arbeite, dann gehört man gleich ganz anders dazu. Die Menschen haben Respekt, wenn sie sehen, dass einer etwas schafft. Da öffnen sich ganz andere Beziehungen. Oft verwende ich für solche Aktionen Stahl, den ich vor Ort finde, auf Schrottplätzen oder bei großen Abrissen. Diese Materialien haben dann in sich einen Teil der Geschichte, die den betreffenden Ort ausmacht. Das ist bildhauerisch höchst interessant und auch wieder sehr spannend für den Dialog mit den Betrachtern.“

literatur_fetzen_: „Die Fotos Ihrer Kunstwerke im Magazin beziehen sich auf die Reihen „The missing Peace“ und „Strandgut“. Auf einem der Fotos ist erkennbar, dass die „kugelartige“ Skulptur einen Holzkern besitzt, dessen werdende Form Sie mit einer selbstgebauten „Radiuslehre“ angepasst und mit diversen Arbeitsgeräten zur Holzbearbeitung in diese Form gehobelt haben, dann aus glühendem Stahl Nägel geformt, Stahlbahnen gehämmert und diese mit der Kugel verbunden haben. Dann haben Sie diese Holzplastik mit dem außenliegenden Stahlskelett ins Meer „gerollt“. Als Betrachter war ich verblüfft, dass diese Skulptur aufgrund ihrer Schwere vom Wasser getragen wurde, auf den Wellen schwamm. Fast, als wäre dies ein „Zaubertrick“. Dazu muss ich eingestehen, dass mir die wissenschaftliche Expertise fehlt. Diese Skulptur aus „Strandgut“ wurde vom Meer ohne Holz an das Ufer zurückgegeben. Die äußere Figur wird zur inneren.“

Georg-Friedrich Wolf: „Dass die Kugel schwimmt, ist kein Zauber. Der Kern ist aus sehr leichtem Pappelholz, und der Eisenbeschlag ist im Verhältnis zum Volumen des Holzes zu vernachlässigen und wird vom schwimmenden Holzkern mit Leichtigkeit getragen. Am Ende hat die Zeit das Holz vergehen lassen, und ohne Holz kann die Kugel nicht weiter schwimmen und bleibt als Skelett am Strand zurück. Wie Sie sagen, wird dann das Innere zur eigentlichen Skulptur. Im Normalfall sehen wir vom Nagel nur den Kopf, die Spitze ist ins Holz geschlagen und bleibt unsichtbar, bis das Holz vergangen ist. Was ich damit darstelle, ist eben dieser Zeitraum, den soll man spüren.“

literatur_fetzen_: „Aus dieser Reihe gibt es ebenfalls eine Plastik, die im Sand verankert zu sein scheint. Auf den ersten Eindruck mag sie unbeweglich erscheinen, tatsächlich lässt sie sich durch Berührung oder Wind leicht in Bewegung versetzen, als würde die Plastik tanzen können. Damit haben Sie sowohl die Sicht auf das Material, die Sicht auf die Natur als auch die Sicht des Menschen auf sein eigenes Sehen verändert, sogar erweitert. Spielt dies eine Rolle für Sie bei der Planung Ihrer Kunst?“

Georg-Friedrich Wolf: „Am Schluss kommt, wie Sie sagen, der Tanz mit den Naturelementen Wind und Wasser. Dass Wind und Wellen mit dem Kugel-Torso spielen, liegt daran, dass die Größe des Objekts im Verhältnis zum geringen Gewicht viel Angriffsfläche bietet. Die Idee zu dieser Skulptur und zu der Performance habe ich sehr nuanciert entwickelt, da hat jedes Detail seine Bedeutung, und alles ist Teil der fiktiven Geschichte, die ich damit erzähle. Am besten erkennt man es, wenn man sich auf YouTube den Film mit dem Titel „Strandgut“ ansieht.“

literatur_fetzen_: „Evolutionstechnisch steckt das menschliche Gehirn, das das Überleben sichern soll, diesbezüglich noch in der Steinzeit fest. Das menschliche Gehirn katalogisiert, ordnet, sortiert seine Umwelt ein. Sicherlich wichtig, um nicht mit einem Säbelzahn tiger schmusen zu wollen, ergo um Gefahren richtig einschätzen zu können. In der modernen Welt gibt es diese einstigen Gefahren nicht mehr. Die Dinosaurier sind ausgestorben. Die Welt ist technisiert und komplexer, die Ängste diffuser. Paul Watzlawick fragte uns nicht umsonst: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ Das Streben der Menschheit, die Welt zu verstehen, ist wahrlich in Fluch und Segen aufzusplintern. Was genau davon nun Fluch und Segen ist, liegt im Auge des Betrachters.“

Georg-Friedrich Wolf: „Liebe Frau Schaufler, das mit dem Gehirn und den Überlebensinstinkten hat nach meiner Auffassung nur sehr begrenzt funktioniert. Zugegeben: Den Säbelzahn tiger und den Dino haben wir hinter uns gelassen, sozusagen überlebt, aber dafür sterben wir heutzutage täglich und massenhaft im Straßenverkehr, und wir jonglieren mit der Kernspaltung und der Gentechnik wie kleine Kinder mit ihrem Spielzeug. Sollte da etwas schiefgehen, wäre der Säbelzahn tiger vergleichsweise harmlos. Jetzt kommt die viel besungene KI, dagegen ist der Dinosaurier eine Schmusekatze.“

literatur_fetzen_: „Über dem Meer haben Sie aus der Werkreihe „The missing Peace“ mit dem Titel „Weltensichten“ ein Puzzleteil wie schwebend installiert. Dieses Puzzleteil ist von allen Seiten verspiegelt. Im Meer steht plötzlich ein Ausschnitt des Strandes, am Strand ist plötzlich ein Ausschnitt des Meeres zu sehen. Die Puzzleform impliziert aus Kindheitserfahrungen, dass ein Puzzleteil zu einem Ganzen gehörig ist. Verändere ich die Distanz zum Kunstwerk, lasse ich mich darin spiegeln, werde ich zum Teil des Ganzen. Wieder finde ich in Ihrem Kunstwerk eine Erweiterung meines Horizontes, löse mich aus starrem Sehen, aus einer „Voreingenommenheit“ meinerseits. Das Kunstwerk selbst bekommt unter anderem eine philosophische Wirkung. Sie setzen sich mit dem Wesen Mensch auseinander und der Natur. Was bewegt Sie dazu?“

Georg-Friedrich Wolf: „Ich bin und bleibe Optimist. Wer weiß, vielleicht hilft meine Skulptur „Weltenbild“ dabei, dass wir ab und zu in den Spiegel sehen, vielleicht nicht bloß, um unser Outfit zu prüfen. Sagt man nicht: Das Spiegelbild, vielleicht an der Wasserstelle, ist der erste Schlüssel zur Selbsterkenntnis? Ich könnte wirklich viel zu diesen Skulpturen sagen, aber ist es nicht spannender, dem Publikum die Entschlüsselung nicht zu sehr vorwegzunehmen? So ist es geheimnisvoll, und jeder kommt zu einem eigenen, ganz persönlichen Schluss. Was mich am meisten interessiert, ist der Dialog darüber. Kommen Sie doch und besuchen Sie mich in meinem Atelier. Diese Einladung gilt für Sie alle und ist ernst gemeint. Dann sehen wir uns die Werke gemeinsam an, und es entsteht besagter Dialog.“

literatur_fetzen_: „In dem Video zu Ihrer Werkreihe „Strandgut“ konnte ich sehen, dass Sie an eben jenem Strand gezeltet haben. Meeresschaum wird in dem Video mittels Flut an den Strand gespült, ein gewaltiges Naturspektakel. Diese Naturgewalt gehört, wenn auch nicht nur durch Wasser, immer auch zu Ihren Kunstwerken. Warum?“

Georg-Friedrich Wolf: „Meine Performances haben immer eine starke politische Dimension. Da ich als Künstler die Aufmerksamkeit der Gesellschaft habe, sehe ich es als Verpflichtung, mit meinen Skulpturen und insbesondere mit meinen Aktionen politische, gesellschaftliche, menschliche Fragestellungen oder Krisen zu thematisieren. Nicht mit erhobenem Zeigefinger, davon haben wir genug. Ich erreiche die Menschen durch meine Werke, indem ich ihre Emotionen auslöse, und ich setze ihre eigene Fantasie in Gang. Über diesen Weg, wenn es gelingt, kann ich eine Botschaft rüberbringen. Wer das kann, der muss es auch tun!“

literatur_fetzen_: „Herr Wolf, ich bedanke mich herzlich für dieses Interview und Ihre Zeit.“

Georg-Friedrich Wolf: „Liebe Frau Schaufler, ich meinte das ernst und wiederhole meine Einladung gerne, und das gilt nicht nur für Sie: Kommen Sie vorbei.“

<https://www.wolf-werk.com/de.the-artist.stahl.html> / YouTube Channel: (<https://youtube.com/@wolfwerk.skulpturen>)

Marianne Schaufler, 1976 geboren, lebt in Mittelfranken.

„Weswegen ich schreibe, möchte ich in eine gläserne Vitrine stellen, an der man langsam vorbeisieht – um eigene Bilder zu finden, um in alle Richtungen mit offenen Augen zu denken.“





Ann McGovern
AM MALAHIDE STRAND

Am Wind verwehten Malahide Strand
Erblickte ich eines Morgens meine Freundin.

Ich sah dich
Geformt durch die Erfahrungen des Lebens
Zerbrechlich und dennoch vergebend,
So kündlich und doch so weise,
So alt und doch so jung,
So müde und doch so wach,
So erschöpft und doch so gegenwärtig,
So zärtlich und doch so kraftvoll,
So traurig und dennoch so voller Freude,
So verletzt und doch so voller Liebe!
Und ich sah dich -
Und ich wusste:
Ich würde dich lieben
Für immer ---
Wie dem auch sei;
nichts wird mich hindern
Kein Warum!
Kein Wo!
Kein Wann!
Kein Wer!
Wie dem auch sei, wie dem auch sei!
Für immer -

ON MALAHIDE STRAND

by Ann McGovern

I looked upon my friend this morning
On a wind-swept Malahide Strand.

I saw you
Shaped by life's experiences
Vulnerable and yet so strong,
So childlike and yet so wise,
So old and yet so young,
So worn and yet so fresh,
So weak and yet so strong .
So gentle and yet so powerful,
So sad and yet so full of joy,
So hurt and yet so full of love.
And I knew:
I would love you always.
No matter what? No matter where?
No matter when? No matter who?
No matter, no matter!
Forever -



Eine Erinnerung
Das Irische Meer am Malahide Strand.

Marie-Andre Helga Horsthemke
Ihre Vita finden
Sie auf Seite 57.

Im Bann der Flut, im Aufbruch mächtiger Gefühle
Im Bann der Flut auf der Insel mitten im Meer
Stehe ich - eine Hand ausstreckend
Ich spüre wie sich die wogenden Wellen wallen, wallen
Sanft strichelnd löst sich der Sand unter den Füßen
Auf der Insel mitten im Meer.

Im Bann windverwehter Böen über dem Meer
Völlig verblendet von sandiger Brise
Höre ich klagendes Flüstern im Ohr
Es enthüllt sich ein Jammern
Ein Heulen türmt sich über mich auf
Ein Schrei der Gespenster aus vergangenen Zeiten.
Nun sehe ich schaurige Schatten sich drehen,
Sie tanzen im Sand
Sie tanzen im Takt, im Rhythmus der Ahnen.
Wie heimlich sie spielen!
Spielen ein Spiel des Versteckens im Sand
Spielen im Sand wo ich stehe
Fliehend ausstreckend eine einsame Hand.

Verbannt! In der Glut greller Sonne über dem Meer
Verpönt bei den Löwen.
Sie kreischen und schreien in lustvoller Geste
Sie lachen, schauen aufs fliehende Wasser im Verebben
Verpönt bei den Löwen
Begrüße ich die Strahlen der Sonne
Sehe wie sie sich spiegeln in wahenden Wegen
Sich nähern dem Sand, wo ich stehe
Sanft strichelnd meine Hand.
Sie haben die Fessel, den Bann der Gefühle.

Vorbei ist der Sturm
Die nebulösen Schatten vergehen
Verschmelzen wie Gold im Prozess der Verwandlung
Friedliche Stille durchzückt mein Gemüt.

Es schlummert!
Töne durchstreifen die Ferne
Echo der Wiege.

Befreit vom Staub sind die Glieder der Augen
Ich blinzele -
Erblicke den Strand
Warte langsam durch den Sand
Warte, warte zum Strand
Betrete das Land
Land der Lebenden
Am Malahide Strand
Gestärkt im Vertrauen zum Land.

Marie-Andre Helga Horsthemke

Experience on MALAHIDE STRAND

on the IRISH SEA.

Marie-Andre Helga Horsthemke

Ihre Vita finden

Sie auf Seite 57.

I am engulfed by the waters of emotion.
I am engulfed on the Island in the Sea
On which I stand, reaching out my hand.
I feel the waves rolling, rolling ----
Brushing my feet -
Sweeping the sand from under me
On the Island in the SEA.

I am engulfed by the sandstorm near the ocean.
I am engulfed by its blinding breeze,
Hearing the gust whining in my ears
Towering over me like monsters of the past.

I watch the eerie shadows dance, dance
Dance in the rhythm of the past,
Playing a game of hide and seek
On the sand, on which I stand
Reaching out a lonely hand. -

I am engulfed by the sunlight over the ocean.
Teased by the screeching noise of seagulls
Telling me how to mock the retreating sea.
I greet the sunbeam
Quiver in the mirror of the ocean
Keeing the sand on which I stand
Touching my hand -
Softly healing the stranded
On the Island in the Sea.

The storm is gone.
Nebulous shadows melt into a golden calm
A lulling tune echoes in the distance.
I blink -
My eyelids dusted - see the Strand
Wade, wade slowly to the shore
Step upon the sand of the living land
With greater confidence!

Ma. Helga Horsthemke

Das Nichtversunkene

Strandgut ist das Baumaterial der küstennahen Literatur

Die Literatur siedelt, seit wir sie kennen (und wir wissen nicht, ob unsere frühe Erkenntnis bis zu ihren Anfängen reicht), an den Küsten der intellektuellen Meere. Ihr Material ist das Treibgut der Geschichte.

Vor Kurzem starb Timmy, der Wal, den man zu retten geglaubt hatte, im Skagerrak. Und so wie Timmy wäre auch beinahe einem berühmten Wal der Literaturgeschichte etwas Ähnliches widerfahren. Moby-Dick hatte nach seinem Erscheinen ein klägliches Dasein geführt: kaum Kritik, kaum Verkauf. Als Herman Melville 1891 starb, galt er als vergessen. Erst das Melville-Revival der 1920er Jahre holte ihn zurück an den Strand der Erinnerung. Der Roman wurde zu einem festen Objekt der Weltliteratur – ein angeschwemmtes Monument aus der Tiefe.

Die Argonautensage, vielfach überliefert bei Apollonios von Rhodos, bei Euripides (über die Medea-Tradition) und später in der lateinischen Bearbeitung durch Valerius Flaccus, gehört zu jenen Stoffen, die nach dem Ende der Antike nur noch fragmentarisch im Umlauf waren. Auch die Dichtungen Homers blieben im Westen zeitweise randständig. Erst die byzantinische Überlieferung und die Renaissance stellten diese Texte erneut in den europäischen Zusammenhang zurück.

Das Meer des Vergessens gibt Strandgut frei. So kennen wir heute das Gilgamesch-Epos, das lange außerhalb des kulturellen Horizonts lag. Es erzählt von Gilgamesch und Enkidu, von Freundschaft, Verlust und der Sintfluttradition. In diesen Schichten wird sichtbar, dass Mythen keine Ursprünge besitzen, sondern Überlagerungen.

Auch die neuere Literatur kennt solche Bewegungen. John William Polidori schrieb mit *The Vampyre* (1819) einen der ersten modernen Vampirtexte. Doch das Werk wurde zunächst Lord Byron zugeschrieben und der Autor selbst marginalisiert. Erst die spätere Forschung machte ihn als Ursprung einer literarischen Figur sichtbar, die sich verselbstständigt hatte. Ähnlich verhält es sich mit Sándor Márai. Zwischen den Kriegen war er ein präziser Chronist bürgerlicher Lebensformen, nach 1945 jedoch durch Exil und politische Umbrüche weitgehend aus dem europäischen Lesebereich verschwunden. Erst die Neuübersetzungen der 1990er Jahre führten ihn zurück in die literarische Wahrnehmung. Seine Texte erscheinen seither weniger als Wiederentdeckung denn als verspätete Verfügbarkeit. Noch deutlicher zeigt sich dieses Muster bei Clarice Lispector. Ihre Prosa war zu Lebzeiten lokal präsent, international jedoch kaum vermittelt. Erst Jahrzehnte nach ihrem Tod begann eine systematische Übersetzungs- und Rezeptionsbewegung. Ihre Texte wirken, als seien sie nicht neu gefunden, sondern erst jetzt lesbar geworden: verdichtete Sprachbewegungen, die dem Leser als angeschwemmte Formationen entgentreten.

Literatur erscheint so als ein System von Küstenlinien. Was verschwindet, sinkt nicht notwendig ab; es wird verlagert, überdeckt, später wieder freigelegt. Lesen heißt, dieses Strandgut zu ordnen, ohne es zu besitzen.

Der Radwechsel

*Ich sitze am Straßenhang.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld?*

1953

aus: Bertolt Brecht: *Die Gedichte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2000.

Von Gabriele Wohmann bis Harald Weinrich haben sich zahlreiche Literat:innen, Literaturwissenschaftler:innen sowie Generationen von Deutschlehrer:innen und Schüler:innen intensiv mit diesem Gedicht auseinandergesetzt:

Das Gedicht ist den *Buckower Elegien* zuzurechnen, lässt sich also im Kontext dieses Zyklus betrachten. Da es jedoch meines Erachtens eine inhaltliche und formale Singularität aufweist, möchte ich es isoliert von seinen „Buckower Geschwistern“ lesen.

In nur sechs Zeilen entfaltet sich eine vollständige Dimensionalität. Auf der primären Bedeutungsebene wird ein Halt aufgrund eines Mangels markiert: Das Rad muss gewechselt werden. Ein nicht weiter spezifizierter Fahrer übernimmt diese Aufgabe. Der Passagier – dessen Funktion hier von entscheidender Bedeutung ist – sitzt währenddessen am Straßenrand. Dabei wird eine Ungeduld spürbar, die ihm bewusst ist, deren Ursprung er jedoch nicht zu ergründen vermag.

Der Zugang zu den tieferliegenden Schichten des Gedichts eröffnet sich meines Erachtens in den beiden mittleren Zeilen:

„Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. / Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.“

Diese Formulierung, die sich in ihrer Prägnanz dem unmittelbaren Zugriff zu entziehen scheint, ist bislang erstaunlich selten im Zentrum der Rezeption gestanden. Brecht verwendet hier das Präsens. Die Herkunft, der Raum und die Zeit, aus denen der Passagier bis hierher gefahren wurde – und das ist entscheidend: in passiver Form („er wurde gefahren“) – sind nicht vergangen. Ebenso ist das Ziel, Ort und Zeit dessen, was erreicht werden soll, nicht als zukünftiges Ereignis entworfen. Alles ist. Nichts wird erst sein, nichts ist gewesen. Brecht dehnt die Gegenwart in die Vergangenheit und die Zukunft hinein aus. Er implementiert damit eine vierte Dimension – die Zeit – in den Raum und erweitert so die rein räumliche Perspektive der Reise um eine Dimension, die sich jeder Vergänglichkeit entzieht.

Dieser Befund lässt sich nicht als bloße Allegorie einer Fluchtbewegung lesen, wie ich es vor Jahrzehnten in einer Schularbeit noch getan hatte. Es ist auch nicht der lineare Fluss einer fortschreitenden Reisezeit. Vielmehr erscheint die Zeit hier – nicht erst beim Radwechsel – als etwas Immerwährendes. Das Bewusstsein für ihre bleierne Schwere wird im Stillstand der Fahrt noch gesteigert. Dabei bleibt das lyrische Ich konsequent passiv: Nicht nur wird es gefahren, auch den Radwechsel selbst nimmt der Fahrer vor, während das Subjekt des Gedichts am Rand sitzend zum untätigen Beobachter wird.

Diese Passivität lässt sich durchaus in eine politische Lesart einbetten: Den Fahrer als Chiffre für „die Partei“ (die SED) zu verstehen und den Radwechsel als Zäsur – namentlich die Zäsur nach dem Aufstand von 1953 –, erscheint plausibel. Diese Zäsur trennt die Vergangenheit der jungen DDR von ihrer Zukunft, ohne jedoch die grundlegenden Verhältnisse tatsächlich zu verändern. In diesem Sinne ist das Präsens keine kontingente Wortwahl, sondern eine zwingende: Die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft evoziert eine dialektische Konstellation, die zugleich eine Dystopie offenbart – eine sich im Wesen nicht verändernde Wirklichkeit, die dem Handeln des Fahrers, sprich: der Partei, unterworfen bleibt. Es bleibt, wie es war. Es ist, wie es war. Es wird, wie es schon immer gewesen ist. Muss das Rad gewechselt werden, so ist derjenige zuständig, der auch den Wagen lenkt.

Der Radwechsel – als politische Neuordnung lesbar – erweist sich somit als Unterbrechung der Fahrt im Ewiggleichen. Aus diesem Stillstand heraus formuliert das lyrische Ich schließlich die zentrale, unbeantwortete Frage: „Warum sehe ich den Radwechsel / Mit Ungeduld?“ Diese Frage verweist – und hierin liegt eine subtile, gleichwohl existentielle Brechung des Dystopischen – auf eine Hoffnung, die der Bewegung selbst innewohnt. Denn nur in der Fortsetzung der Fahrt, nicht im Stillstand, mag am Horizont eine andere Zeit, eine andere Wirklichkeit erscheinen.



Basslines - Die Tanzenden

Unter der Betondecke
die Tanzenden.
Du fragst dich
ob auch die hohen
Betonträger schwingen
mit dem Groove Techno.
Harsche HiHats.
Gesampelte Stimmen wie
von Verschütteten.
Du weißt nicht
ob die Bassline
aus den Lautsprechern kommt
oder eine Drohne eingeschlagen ist
unweit. Die Stadt –
wird sie noch sein,
wie sie war,
bevor du in den Club
hinabgestiegen bist,
dich weggehöhlt aus dem
Krieg.
Aber du tanzt.
Wenigstens das.
Schwitzend, tranciert,
fortgeträumt; fortgeräumt
die Leichen in Deinem Kopf,
die Hausskelette, die ausgebrannten
Straßenbahnleichen, Familienkutschen,
für eine Ravenacht
keine Gefallenen, nur du bist gefallen
in einen Moment kleiner Glückseligkeit.



Auf YouTube: DIE TANZENDEN -
<https://www.youtube.com/watch?v=MPJn14QLjTs>

Für Maria

Ach. Der Tod ist ein böses Tier, Maria.
Wohin entführte er Dich?
Als wärest Du zu Sand geworden,
bist Du uns aus den Händen fortgeronnen.
Wer soll, Maria, nun unsere Wörter wiegen,
mit den Deinen?
Ach. Der Tod, das böse Tier, Maria,
er zerrt Deinen Leib ins Nichts,
doch wir legen um Deine Seele
unsere wie eine Burg
und bergen Dich vorm Vergessen.

Am 25. Juni 2017 verstarb Maria Evans von Krbek,
Schriftstellerin,
Lektorin und Verlegerin.





„gedankenstrandgut“

Weich setzt sich mein Fuß in den Sand, eine Spur, welche das Wasser nach mir wieder verwischen wird. Himmelblauer Wind streicht die Sandoberfläche vor mir glatt, vielleicht auch die Fläche meiner Gedanken.

Weite breitet sich in mir aus, eingebettet bin ich in den Kreislauf der Gleichzeitigkeit von Gegenwart und Vergänglichkeit. Tief atme ich Gedankenkraft.

Ganz nebenbei vergräbt das spülende Wasser den Muschelsaum, um die Schale gleichzeitig wieder freizugeben. Ein feingeschliffenes Glas-Stückchen hebt sich unter den weichgeformten Kieselsteinen hervor, als wollte es sich mit seiner Leuchtkraft einen Sonderplatz ergattern, bevor die Welle es wieder mit nach draußen nimmt. Ein Fetzen Plastiktüte bäumt sich vor mir auf, dem ewigen Rhythmus zu trotzen, um daraufhin eine mahnende Geste – ohne Worte – zu schicken, für die Erinnerung, verheddert im restlichen Treibgut.

Schritt für Schritt verewige ich mich am Strand entlang, immer genau dort an der Schwelle, wo das Wasser meine Spur doch gleich wieder mit fortnehmen und verwischen wird.

In Gedanken, den ganz konkreten Gedanken, sammle ich all diese Gedanken-Wörter ... und auch Gedanken-Sandkörner am Strand. Wohin werden die Wellen sie wohl tragen?

Leise und fast unbemerkt schleicht sich gleich die Muschel wieder in die Luftigkeit meiner Gedanken, Seegrass spült sich dazwischen und das Sandkorn, welches die Wort-Perle zu formen beginnt. Ist die Perle, mit all ihren Geheimnissen, dort draußen verborgen am Grund vielleicht schon gewachsen?

Muschel-oder gedankengeschützt das Sandkorn, die Perle und das Wort am Meeresgrund, oder doch nur wortlos das Sandkorn wieder an den Strand gespült?

in gedanken
mit gedanken
sammeln wörter
sandkörner am strand
das flüstern der gezeiten
trägt der wellengang hinaus
dort formen perlen
in gedanken
mit gedanken ein sandkorn
und spült den gedanken
wieder an den strand - wortlos



ROTES SEGELBOOT

rotes segelboot
wie hingemalt
schaukelwellen
sonnenglanz am bug
weißer mast
am horizont
stille zeit
gebucht

WASSERBLAU

wasserblau
glitzerwelt
wellen weiß
kleiner bogen
aufgetürmt
im sonnenlicht
hingefühlt
im augenblick
eingetaucht und weggespült

WEISS TÜRKISBLAUES TUCH

weiß türkisblaues tuch
leichtigkeit im morgenwind
flutterhaft und doch zentriert
aufgelöst der formvielfalt
luftgetragen fortgeweht
eingefangen hingelegt
seidenweich verspielt
wirklich nicht hingenommen
weil zu sehr verweilt ...

WORTgedichte zu schreiben, Regeln über Bord zu werfen und anhand von aneinandergereihten Wörtern Geschichten zu erzählen, ist ein Teil meiner Arbeit geworden.

Das Geheimnis liegt in der absoluten Reduktion. Wort für Wort steht erst für sich, wird dadurch konkreter und eröffnet im schlichten Sprach- und GedankenRAUM, dahinterliegende freie Räume. Diese Räume für einen kurzen Moment aufleuchten oder sie in der verborgenen Stille ausruhen zulassen, erfüllt mich mit Glück.

www.freiewortkunst.com

Auf ihrer Webseite kann man ihren Gedichtband „SO GEHT LIEBE. SO GEHT KUNST.“ mit Collagen von Gabriele A. Pühring, und einem Musikerlebnis pro Gedicht, erleben.

Stephanie Wochinger



Susan Madsen

Geboren 1964 in Dänemark. Meine späte Geburt als Künstlerin begann im Alter von 54 Jahren. Ab 2018 studierte ich an der Kunsthochschule Weißensee/Freie Kunst/Bildhauerei. An der Kunsthochschule habe ich dann die Fotografie als mein bevorzugtes Medium entdeckt, um mich künstlerisch auszudrücken.

Meine Bilder sind der Versuch, meine Realität wiederzugeben. Manchmal verzerrt, auch überrascht. Ich frage mich oft, wo ich mich befinde und warum? Welche Abgründe haben wir? Wohin führt uns das alles?

Social Media als Bühne? Woher kommt dieses Bedürfnis zu teilen? Wie abhängig sind wir von der Meinung Fremder? Wann fange ich an, Fotos für mein „Publikum“ zu machen? Was ist gesellschaftsfähig? Was ist es nicht? Was möchte ich von mir zeigen? Was möchte ich nicht zeigen? Sie scheinen einen Nerv zu treffen. Meine Fotos. Aber um welchen Nerv handelt es sich?

Ich zeichne ein Bild von mir. Ein Bild, das niemals der Realität entsprechen kann. Die Frage ist wie? Social Media schafft ihre eigene „Wahrheit“. Ich verzichte auf Sonnenuntergänge, Restaurantbesuche und Familienfotos. Ich überlasse es dem Betrachter, sich rund um die Fotos eine ganz persönliche Geschichte auszudenken. Ich kommentiere sie nicht und gehe sparsam mit Titeln um. Ich nutze Facebook als Medium, um mehr über die Menschen zu erfahren. Die Kommentare zu meinen Fotos spiegeln die unterschiedlichen Wahrnehmungen, Moralvorstellungen, Wünsche und Träume meiner Mitmenschen wieder. Wie einfach wäre es, sie zu manipulieren? Wo sind ihre Grenzen? Ich spiele bewusst mit den Wünschen und Bedürfnissen der Betrachter. Das Manuskript zur „Eine wahre Geschichte über unechte Kinder“ wäre mein schriftliches Debüt, um umgekehrt in Worte Bilder beim Leser zu erzeugen.



ein interview

mit der Fotografin und Schriftstellerin Susan Madsen von Claudia Freund

literatur fetzen . Liebe Susan, Deine Fotos beschreiben Dinge aus dem Alltag, zum Beispiel Spargel in einem Glas oder ein benutztes Küchenmesser. Willst Du dem Betrachter das einfache Leben, oder sagen wir die Realität, näher bringen?

Susan Madsen . Nein. Ich betrachte mich als Geschichtenerzählerin nach dem Motto von Hans Christian Andersen: "Alles was man anschaut, kann zu einem Abenteuer werden und aus allem was man berührt, kann man eine Geschichte machen." Mein Anliegen ist es, die Phantasie des Betrachters anzuregen. Durch das Veröffentlichen meiner Bilder auf Social Media erfahre ich oft von den Betrachtern meiner Bilder, wie sie auf sie gewirkt haben und welche Gedanken dabei entstanden sind.

literatur fetzen . Du hast die Gabe, mit Deinen Fotos die Stimmung des Moments einzufangen. Hast Du ein besonderes Gespür für magische Momente?

Susan Madsen . Ich glaube, das kann ich selbst nicht beurteilen. Ich habe vielleicht eine gewisse Neigung zu Poetischem? Mir ist es wichtig, selbst vermeintlich unästhetischen Gegenständen eine Berechtigung zuzugestehen. Die Energie der schweigenden Dinge, die mit Leben aufgeladen wird. Hoffe ich...

literatur fetzen . Deine Fotografien sind alle in schwarz-weiß. Gibt es dafür einen besonderen Grund?

Susan Madsen . Mir gefällt die Klarheit der Schwarz-Weiß-Fotos. Die Linien, Grafiken und Strukturen geben den Bildern eine völlig andere Intensität als Farbfotografien.

literatur fetzen . Vor ein paar Monaten kam Dein erstes Buch heraus: "Wahre Geschichten über unechte Kinder" mit Texten und Fotografien von Dir. Wie hat es sich angefühlt, das erste eigene Buch in den Händen zu halten?

Susan Madsen . Sehr, sehr unwirklich. Ich habe nie die Absicht gehabt zu schreiben.

literatur fetzen . Deine Texte wirken sehr persönlich. Hast Du in Deinem Buch Deine persönlichen Erlebnisse festgehalten?

Susan Madsen . Ja, ich habe meine Erlebnisse und Gedanken zu Papier gebracht.

literatur fetzen . Beim Lesen Deiner Texte hatte ich das Gefühl, dass Du Dir so manches von der Seele geschrieben hast. Liege ich da falsch?

Susan Madsen . Ja und nein. Es ergab sich beim Schreiben, dass manche Dinge, die tief in mir vergraben waren, wieder auftauchten. Es war mir wichtig nichts zu bewerten und niemand schuldig zu sprechen. Auf die dänische Tugend, das Tragikomische, wollte ich auch nicht verzichten. Die Brutalität, die durch die Kürze der Geschichten entstand, hat mir unglaublich Spaß bereitet.

literatur fetzen . Ist Dir das Schreiben und Fotografieren gleich wichtig? Gehören beides für Deine Kunst zusammen?

Susan Madsen . Das weiß ich im Moment nicht. Beides ist mir wichtig. Es gehört nicht unbedingt zusammen.

literatur fetzen . Was sind Deine Pläne für die Zukunft? Bist Du dabei, ein neues Projekt umzusetzen oder probierst Du vielleicht etwas ganz Neues aus?

Susan Madsen:

Ich habe gerade mein Studium in Freie Kunst/ Bildhauerei erfolgreich abgeschlossen. Im Moment mache ich eine Pause.

literatur fetzen . Liebe Susan Madsen, ich danke herzlich für das Gespräch und für die Einblicke in Dein künstlerisches Schaffen. Ich wünsche Dir für die Zukunft alles Gute und viele weitere magische Momente.

Susan Madsen . Ich danke Dir, liebe Claudia für das Interesse und wünsche Dir gleichfalls viele magische Momente. Die brauchen wir!





Adam, der Bankier

Da stolziert er
die Hände auf dem Rücken
in kerzengerader Haltung
untadelig und mit natürlicher Autorität
splitterfasernackt
am Strand entlang
als schritte er im Nadelstreifenzug
über den Flur der Chefetage

Gleich wird er
die Sekretärin maßregeln
doch nein
sein Blick ist in die Ferne gerichtet
er liest die Börsenkurse am Horizont
Neben ihm schlurft klein und unscheinbar
sichtbar erst auf den zweiten Blick
seine Frau in ihrem grauen Bademantel

Ausverkauf in Ahrenshoop

Fahrradklingeln scheuchen mich vom Gehweg
Warteschlangen vor sämtlichen Cafés

Die Künstler von einst haben sich
in den Falten der Zeit verkrochen

Nur die Möwenkolonie harrt eisern aus
erwartet geduldig den Abend

Alle Häuser Feriendomizile
ihrer einstigen Bestimmung beraubt

Und Ovids Liebeskunst gibt's für einen Euro
am Grabbeltisch im Ramsch

Weststrand

In fünfzig Jahren
wird der Leuchtturm ins Meer fallen

Jedes Jahr trägt die See
einen Meter Küste ab

Wir gehen nah der Wasserlinie
geschmückt mit Tanggirlanden

sammeln Muscheln
Hühnergötter

schillerndes Seeglas
Rollholz und Schneckenhäuser

die Taschen voller Schätze
Strandgutmillionäre

Wind kämmt unser Haar
wie ins Spiel vertiefte Kinder

finden geheime Zeichen
auf den Feuersteinen

entwurzelte Bäume
Reste von Fischernetzen

Schuhsohlen Plastikbecher
Müll und Touristen

doch in fünfzig Jahren
fällt der Leuchtturm ins Meer

unauffindbar dann
auch unsere Spur



Am Strand des Lebens

Der Horizont hält deinen Blick auf
Wohin von hier?

Zurück?
Niemals

Bleibt nur der Weg nach vorn
entlang der Küste

Den Strand hinauf
oder hinunter?

Nördlich fliegen Vögel auf
im Dunst erkennst du schwach

ein unbestimmtes Ziel
Südlich blinken Lichter

Wirst du sie erreichen?
Was bedeuten sie?

Du musst dich entscheiden
Es bleibt dir nur das Gehen

Die Bank am Meer

Auf meiner Bank am Meer
steht die Zeit still
Vergangenheit und Zukunft
gibt es nicht

Eine frische Brise
blättert die Seiten um
reißt mir das Blatt
aus den Händen

Es torkelt durchs Dünengras
hüpft übern Sand
tanzt zur Wasserlinie
wird eins mit den Wellen

Was ich schreibe
kümmert den Wind nicht
Ich bin nur ein Grashalm
den er knickt

ein Sandkorn
das er vor sich hertreibt
Er weiß ja nicht
dass ich ihn preise

in meinem Gedicht

Ein Liebeslied

für Peter

Von der Küste bring ich dir
das Meeresrauschen mit

Muschelscherben
Splitter nassen Holzes

Reste einer Sandburg
von der Flut geschleift

den Schrei der Möwen
und das Farbenspiel

von Anthrazit und Violett
bis hin zu fahlem Weiß

sammle feinen Sand
schürfe Algen von den Buhnen

fang alles für dich ein
mit meinen dürftigen Worten

füll die See
in die Schale meiner leeren Hände

trag sie vorsichtig
zu dir nach Haus





Flaschenpost

Hoffnung
ist wie Flaschenpost

zerbrechlich
aber fest
und scheinbar ziellos

trägt sie geduldig
das Wort zur Rettung

unversunken
bis an den Ort
der letzten Suche

und wurde dort
manchmal erst gefunden
als sie verlorenging

Orlando El Mondry



unsere autoren



Peter Reuter, Schriftsteller, geboren 1953. Er schreibt Kurzgeschichten und Satiren, zeitkritische Gedichte und Haikus. Mitglied beim PEN Deutschland, Literaturgruppe „Grenzenlos“. Literaturzeitschrift WORT-SCHAU. Bücher, Radio, Theater, Kabarett.



Erich Pfefferlen, als Studiendirektor war er Literaturbeauftragter an den Schulen in Bayern sowie im Arbeitskreis „Kreativität im Unterricht“ am ISB. Zahlreiche Veröffentlichungen: Kurzprosa, Essays und vor allem Lyrik (bisher 13 Gedichtbände, darunter auch zwei- und dreisprachige); Literaturpreise und Auszeichnungen; Herausgeber von Anthologien. Redakteur der Literaturzeitschriften „Gegenwind“ (bis 2014) und „eXperimenta“ (bis 2025); Gründungsmitglied und Redakteur des Magazins „literatur fetzen“. Mitglied u.a. im VS Bayern und PEN Deutschland. <https://www.pfefferlen.de>



Jens-Philipp Gründler, geboren 1977 in Bielefeld, lebt in Münster und schreibt vor allem Kurzgeschichten, aber auch journalistische Artikel und Romane. Bis 2025 arbeitete er als Redakteur für die Literaturzeitschrift „eXperimenta“. In seinen Werken, zuletzt ist der illustrierte Erzählband „Nachtumweht“ erschienen, setzt er sich auf erzählerische Weise mit philosophischen und künstlerischen Themen auseinander. Hierbei ist es ihm wichtig, gesellschaftspolitische Sujets, wie die Marginalisierung und die Unsichtbarmachung von Minoritäten kritisch zu beleuchten. Er ist Gründungsmitglied und Redakteur des Magazins „literatur fetzen“.



Claudia Freund wurde 1969 in Bad Dürkheim geboren. Dort ist sie zur Schule gegangen und hat eine Ausbildung zur Sparkassenkauffrau gemacht. Seit einigen Jahren veröffentlicht sie ihre Gedichte. „Kraut und Rüben“ und „Neuer Tag, ich komme“ wurden vom Verlag Edition Maya herausgegeben. „Stell dir vor, es ist Frieden“ vom cbt-Verlag hat sie als Mitherausgeberin und Mitautorin gestaltet. Heute lebt sie immer noch mit ihrer Familie in der Pfalz.



Stefan Müller, geboren am 25.12.1970 in Adenau/Eifel. Kaufmännische Ausbildung, Studium der Erziehungswissenschaften. Bereits in jungen Jahren starkes Interesse an Literatur und am Verfassen eigener Texte. Besonderes Interesse an satirischen Texten, aber auch an Lyrik und Prosa. 2017 – 2019 Mitgliedschaft im literarischen Verein der Pfalz, hier erste Teilnahme an Lesungen und Veröffentlichungen in Anthologien. Zeitweise in einer freien Autorengruppe, im Rahmen dessen Veröffentlichungen in gemeinsamen Buchwerken. Darüber hinaus Autor eines Sachbuchs zum Thema klassische Fahrzeuge.



Martin Leander Briola (Leander Sukov), geb. 1957 in Hamburg, Präsident des niederdeutsch-friesischen PEN-Centrums, ehem. Vizepräsident des PEN-Zentrums Deutschland, Bundesvorstand des VS Verband Deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Generalsekretär der Louise Aston Gesellschaft. Romancier, Lyriker und Kulturjournalist. Diverse Veröffentlichungen, überwiegend im Kulturmaschinen Verlag.



Jürgen Strasser, geb. 1968 in St. Pölten, Studium der Romanistik in Salzburg und an der Sorbonne. Veröffentlicht sporadisch in Zeitschriften und Anthologien. Übersetzt aus dem Französischen und Englischen, darunter:

Wo ein Faden ist, ist auch ein Stoff. Chinesische Gegenwartsliteratur (Nachdichtungen) (Wien, 2020); Maurice Genevoix: Nahaufnahme des Todes (Leipzig, 2016); Paul Tillard: Das Brot der verfluchten Zeiten (Leipzig, 2012); Jean-Michel Maulpoix: Der Geistschreiber (Leipzig, 2010); Philibert-Charrin: Stift trifft oft. Der Skizzenblock eines Zwangsarbeiters (Wien, 2008); Robert Quintilla: Ein Gallier in Danubien (Wien, 2006).



Renate Sattler, 1961 in Magdeburg geboren. 1984 - 87 Studium der Kulturwissenschaft in Meißen. Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Akademie für Bildung und Kulturförderung. Später Koordinatorin des Arbeitskreises Vierte Welt.

Seit 2007 freiberufliche Autorin. Von 2011 bis 2024 Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller – Landesverband Sachsen-Anhalt. Mitglied im PEN Deutschland.

56



Reimer Boy Eilers, geb. 1948, verlebte die Kindheit auf den Hummerklippen mit einem Onkel als Haifischer und einem Großvater als Leuchtturmwärter. Seine Schwerpunkte sind Reiseliteratur, Lyrik und der Roman. Seit Großbritannien und das deutsche Kaiserreich den Helgoland-Sansibar-Vertrag schlossen – natürlich über die Köpfe der Insulaner hinweg – gibt es eine historische Verbindung zwischen den beiden Eilanden. An der Uni Hamburg lernte der Autor Kiswahili – die Sprache Sansibars.



Dr. Patricia Falkenburg, *1961 in Mannheim, Naturwissenschaftlerin und Künstlerin in den Bereichen Lyrik, visuelle Poesie, Fotokunst und Multimedia-Projekte. Besonders am Herzen liegt ihr die Disziplinen-übergreifende Zusammenarbeit mit Kolleginnen in unterschiedlichen Kunstprojekten. Falkenburg ist als Literaturfachbeirätin Mitglied des Bundesvorstands der GEDOK, sowie u.a. Mitglied des PEN Deutschland, des Netzwerk Lyrik, der gzl, der Literaturszene Köln und des Künstlervereins 68elf. Ihre Gedichte sind in zahlreichen Anthologien, Zeitschriften und Blogs veröffentlicht. Einzelveröffentlichungen: „in unsern Mündern lodern Zungen“ und „Niemandslieder“, beide im Kulturmaschinen-Verlag, Ochsenfurt, 2023; LyrikHeft Nr 24 „Portugiesische Notizen“, Sonnenberg-Presse Chemnitz, 2019. Ihre Kunstprojekte sind in Ausstellungen des Kölner Kunstvereins 68elf mehrfach ausgestellt worden. Zum 100-jährigen Jubiläum der GEDOK e.V. 2026 verantwortete sie federführend das Disziplinen-übergreifende GEDOK-Buch „Künste · Frauen · Netzwerk“ sowie im Redaktionsteam die Festschrift zu 100 Jahre GEDOK.

unsere autoren



Jan-Eike Hornauer, geb. 1979, Münchner Textzüchter (Autor, Herausgeber, Lektor, Texter). Schreibt v. a. gereimte Gedichte zu Liebe, Tieren, Politik. Jüngster Solo-Lyrikband: »Das Objekt ist beschädigt« (muc Verlag, »fast schon Pflichtlektüre« – Main-Echo). Jüngste von ihm herausgegebene Printanthologie: »Wenn Liebe schwant« (muc Verlag, »hochkarätige Sammlung neuer komischer Liebesgedichte ... unterhaltsam, vielschichtig und schlicht gelungen« – Kultura-Extra). Zudem Veröffentlichungen in Anthologien (u. a. erschienen bei Reclam und dtv), in Literaturzeitschriften (u. a. Das Gedicht, Poesiealbum neu, Poesie Agenda) und Publikumsmedien (u. a. taz und Main-Echo sowie WDR 3 und 5). Er ist zweiter Vorsitzender des Münchner Künstlervereins Realraum sowie freier Redakteur bei Das Gedicht blog, der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik und Literaturradio Hörbahn. www.textzuechtereide.de



Ana Maria Blanco, Klangkünstlerin und Vokalistin, Autorin, Künstlerin. 1967 bin ich in Heilbronn geboren, meine Eltern waren sogenannte „Gastarbeiter“ aus Spanien und Italien. Mit 8 Jahren stand ich das erste Mal als Sängerin auf der Bühne. Gesangsausbildung, Ensemblemitglied in verschiedenen Vokalgruppen, Arbeit als Solistin im In- und Ausland. Teilnahme am „Wettbewerb : „Walter-Koschatzki-Preis“ bei der Edition „nnoslip“, in Wien mit einem Buchprojekt „Mein Sein“ –Holz, Plexiglas, Birkelnudeln. Ausstellung Malerei und Grafik im „Heinrich-Landerer-Krankenhaus“ in Reutlingen. Ausstellung selbst illustrierter Buchobjekte in Reutlingen. Aufnahme ins Reutlinger Künstlerlexikon. Kunststudium interdisziplinär; Abschlussarbeit: Fuge für sechs Module. 09.2011 bis heute Lehrkraft für Musik, Kunst und AES an allgemeinbildenden Schulen in SEKI.



Ann McGovern, wurde 1948 in Dublin geboren und wuchs dort auf. Sie trat der Holy Rosary Missionary Congregation bei, und wurde in Theologie ausgebildet. Nachdem sie die religiöse Gemeinschaft verlassen hatte, kam sie in den Jahren 1974 bis 1978 nach Kenia, wo sie ihre Partnerin Marie André Helga Horsthemke traf. Als Lehrerin arbeitete sie später auch in London und Irland an den Departments für Religion an weiterführenden Schulen. In London und später in der irischen Stadt Greystones vertieften sie ihre gemeinsame spirituelle Reise. Im Sommer 2019 verstarb Ann McGovern in Folge einer schweren Lungenerkrankung.



Marie-André Helga Horsthemke, geboren im Oktober 1940 in Bornholte, bei Gütersloh, während der Zweite Weltkrieg noch tobte, besuchte sie die Missionsschule in Neuenbeken bei Paderborn und wurde nach der Ausbildung als Missionsschwester vom Kostbaren Blut nach Kenia ausgesandt, wo sie fast zwanzig Jahre in der Schule tätig war. Als sie sich von der Gemeinschaft trennte, machte sie weitere Ausbildungen in London, wo sie an Schulen unterrichtete und darüber hinaus therapeutisch aktiv war. An der Seite ihrer 2019 verstorbenen Seelenverwandten und Partnerin Ann McGovern, zog sie im Pensionsalter nach Irland, wo sich Marie-André, so ihr Schwesternname, weiterhin als Meditationsbegleiterin betätigt. Ihr besonderes Interesse gilt der Mystik. Es ist ihr daran gelegen, eine integrale Einheit der Spiritualität zu erreichen.



Stephanie Wochinger, 1965 in Holzkirchen Oberbayern geboren.
1984-1987 Zahntechnikerin (München und Stuttgart)
1988-1991 berufliche Auslandsaufenthalte (London und New York)
2013 Mitglied der Schreibwerkstatt Kulturvision e.V. Miesbach
2016 Veröffentlichung Kunstbuch mit Angela-Sommerhoff „freiRäume“
2020 Veröffentlichung Kunstbuch mit Dagmar Langer „was bewegt“
2024 Veröffentlichung Kunstbuch mit Gabriele A.Pühringer „SO GEHT LIEBE. SO GEHT KUNST.“



Jutta Schubert schreibt Erzählungen, Romane, Theaterstücke, Gedichte und Essays. Sie ist auch Theaterregisseurin und Dramaturgin. Für ihr schriftstellerisches Werk erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen. Im Kulturmaschinen Verlag sind ihre Erzählbände *Rettungen* und *Der Mond ist ein Licht in der Nacht* erschienen, sowie *Briefe aus Prag*, worin sie ihre Impressionen der Stadt festhält, und *Zwischen Sein und Spielen* über ihre Arbeit mit dem Theatermann George Tabori. Die Autorin ist Mitglied des VS Hessen und des PEN Deutschland.



Andreas Köllner, geb. 1992 in Leipzig; Studium der Philosophie sowie Dt. Sprache und Literatur; Veröffentlichungen in Anthologien, Kalendern und Zeitschriften; Lyrix-Preis (2010), Zeilen.Lauf-Preis (2021), Kammweg-Preis (2025) – zuletzt erschienen: „Wortufer“ (Berlin 2024).

E-Mail: KoellnerA@gmx.de



Sandra Werner-Kreßmann ist 1970 in Ludwigshafen am Rhein geboren und dort aufgewachsen. Sie studierte Schwerhörigen- und Sehbehindertenpädagogik in Heidelberg und später Sozialkompetenz in Koblenz. Seit nun dreißig Jahren arbeitet sie als Lehrerin für Menschen mit Behinderungen und chronischen Erkrankungen. Ebenso ist sie in der Friedens- und Menschenrechtsarbeit aktiv. Heute lebt Sandra Werner-Kreßmann in der Pfalz und genießt mit ihrer Familie gerne die Natur.

Tschechien ist Ehrengast der Frankfurter Buchmesse vom 7.-11. Oktober 2026.

Mit mehr als 100 literarischen und kulturellen Veranstaltungen erwartet die Besucher und Besucherinnen ein vielfältiges Programm auf der Messe und in der Stadt. 75 tschechische Autoren und Autorinnen reisen im Oktober nach Frankfurt. Diese wurden am 14. Mai 2026 auf der Book World Prague – der Buchmesse in Tschechiens Hauptstadt – vorgestellt. Vertreten sind Autorinnen und Autoren der Genres Belletristik, Lyrik, Comics, Kinder- und Jugendliteratur und Sachbuch sowie aus dem Theaterbereich. Sie alle kommen mit einer aktuellen Übersetzung ihres Buches oder mehrerer Bücher zur Frankfurter Buchmesse, die von deutschsprachigen oder internationalen Verlagen in den Jahren 2024 bis 2026 veröffentlicht wurden bzw. bis zur Buchmesse noch erscheinen. Ausgewählt wurden sie vom 23-köpfigen „Dramaturgischen Beirat“ des tschechischen Ehrengast-Projekts, der sich aus Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern, Übersetzern und Übersetzerinnen sowie aus Fachleuten der Buchbranche, von Kulturinstitutionen und aus dem Kulturmanagement zusammensetzt. Organisator des Ehrengastauftritts ist die Mährische Landesbibliothek Brno mit ihrer Sektion Tschechisches Literaturzentrum. Finanziert wird der Ehrengastauftritt durch öffentliche Gelder des Kulturministeriums der Tschechischen Republik und durchgeführt mit Unterstützung der PPF-Stiftung. Partner des Jahres der tschechischen Kultur und des Ehrengastauftritts ist der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds. Tschechiens Ehrengastauftritt steht unter dem Motto „Tschechien: Ein Land an der Küste“. Die Frankfurter Buchmesse ist die größte Fachmesse für das internationale Publishing und ein branchenübergreifender Treffpunkt für Player aus den Bereichen Bildung, Filmwirtschaft, Games, Wissenschaft und Fachinformation.

Peter Reuter

Signierstunde Tad Williams - Frankfurter Buchmesse 2025 – Halle 3.0





Foto ist von mir beigelegt, Bildunterschrift: David Hall, »TV Interruptions (7 TV Pieces)«, 1971, Betacam SP, s/w, mono, 00:23:14, ZKM | Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe / © David Hall

Hidden on Tape. Frühe Videokunst in Europa vom 28.11.26 – 30.05.27 im ZKM in Karlsruhe.

Die Geschichte der Videokunst wurde bislang in zahlreichen Publikationen und Ausstellungen behandelt. Es ist jedoch bemerkenswert, dass sich der wissenschaftliche Diskurs dabei vornehmlich auf den nordamerikanischen Kontinent und die dortige künstlerische Produktion konzentriert. Die Entwicklungen der Videokunst innerhalb Europas bilden hingegen ein verwobenes und teilweise undurchsichtiges Netz aus vielen vereinzelt, fragmentarischen und gleichzeitig bruchstückhaften Erzählungen. Nur wenige bedeutende europäische Videokunstpioniere und Videokunstpionierinnen haben internationale Bekanntheit erlangt. Bis heute gibt es somit keine europaweite Geschichte der Videokunst. Genau hier setzt die Ausstellung *Hidden on Tape. Frühe Videokunst in Europa* an.

Die Ausstellung gibt anhand einer Auswahl von Arbeiten aus mehr als 26 europäischen Ländern – wobei Europa als eine geografische, kulturelle und soziopolitische Zuordnung verstanden wird –, einen Überblick über die Entwicklungen der Videokunst und ihre unterschiedlichen Ausformungen in Europa – ausgehend vom Ende der 1950er- bis in die 1990er-Jahre. Sie bringt so nicht nur bisher (auf Videotapes) „verborgene“ Werke ans Licht, sondern hebt auch den Einfluss der sich ständig wandelnden kulturellen Kontexte sowie der unterschiedlichen zeitlichen Verfügbarkeit technischer Ausrüstung und die Bedeutung grenzübergreifender Netzwerke auf die künstlerische Produktion hervor.

Die Videokunst in Europa ist von Pluralität und Heterogenität durchzogen. Und doch lohnt eine transnationale Perspektive, v.a. in Zeiten, in denen nationalistische Strömungen an Auftrieb gewinnen, um trotz aller Unterschiede Gemeinsamkeiten sichtbar zu machen und neue Erzählungen fernab des Bekannten zu finden.

Die Ausstellung *Hidden on Tape* ist Teil des fünfjährigen Forschungsprojektes *Die Entstehung der Videokunst in Europa* (2021–25), das von der Universität Paris 8 Vincennes – Saint-Denis und der ECAL – École cantonale d'art de Lausanne (HES-SO) in Zusammenarbeit mit der Französischen Nationalbibliothek (BnF) und mit Unterstützung des ZKM | Karlsruhe durchgeführt und von dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und der französischen Agence Nationale de la Recherche (ANR) gefördert wurde.

Peter Reuter



Das Meer · der Strand · all die kleinen Dinge

Zum Beispiel
Was von den Muscheln bleibt,
Nachdem die Gezeiten
Ihr Mahlwerk verrichtet haben;

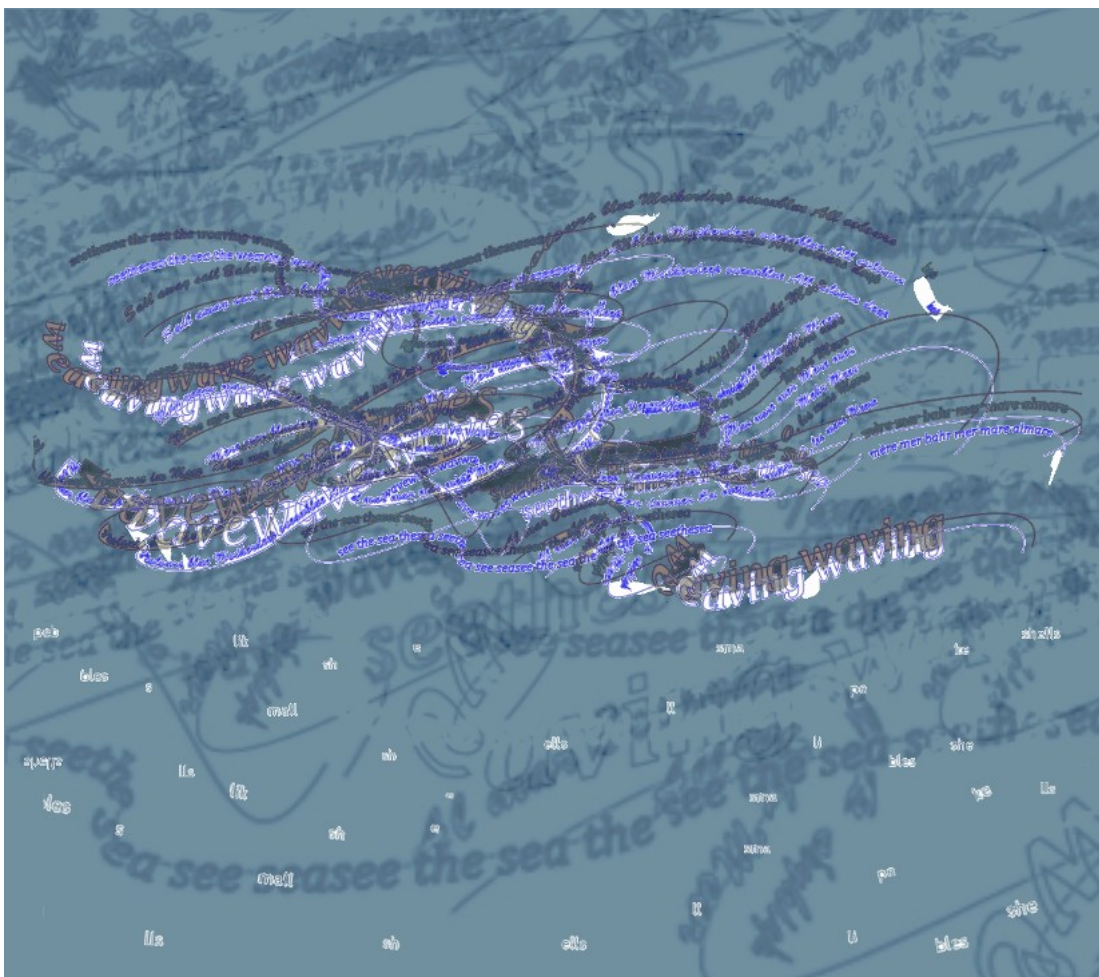
Menschenfährten im Sand,
Eine von großen, eine von kleinen Füßen;
Dein Eimerchen; ein Möwenschädel –
Der letzte Schrei
Baumelt noch an der Schnabelspitze;

Letztens ein Wal.
Kurzzeitig erregte das Kind
Im roten Pullover Aufsehen,
Bevor sich die Zeit darüber schloss.

Wenn Wale Kühlschränke verschlucken,
Müssen sie erfrieren, von innen.
Die Gletscher kalben sich davon,
Ihre Herde verläuft sich in die Tiefe.

Albatrosse, sagst du, sehen jämmerlich aus
An Land. Aber wer wirkt schon würdig,
Der stranguliert in einem Netzgewirr
Von einer Klippe hängt.

*Aus: Patricia Falkenburg, „... in unsern Mündern
lodern Zungen“, Kulturmaschinen-Verlag,
Ochsenfurt 2023*



Patricia Falkenburg, Sea Shore and Small Things

Liebe Leute, guten Tag miteinander,

auch heute den Dank dafür, dass Sie sich unserer angenommen haben und hoffentlich feststellten, dass es sich bei dieser Ausgabe nicht um Strandgut handelt. Wir arbeiten mit Freude und hoffendem Optimismus weiter für ein Literaturmagazin, das unsere Stimmen hörbar machen hilft oder gar ermöglicht. Wunsch unserer gesamten Redaktion ist es, ein Magazin zu machen, welches seinen Namen verdient. Ihnen herzlichen Dank für diese Möglichkeit, uns mit unseren „literatur fetzen“ auch in Zukunft weiterzuentwickeln.

Bevor ich zur nächsten Ausgabe komme, einige Neuigkeiten aus der Redaktion. Claudia Freund übernimmt ab sofort die Position der stellvertretenden Chefredakteurin. Dafür ein heftiges Dankeschön und Freude, dass Claudia das Amt übernommen hat. Ebenfalls einen heftigen Dank an Marianne Schaufler, welche dieses Amt bisher innehatte. Marianne will mehr Zeit zum Schreiben haben und sich anderen Interessen widmen. Neu in der Redaktion seit Anfang Mai ist Renate Sattler, welche wir herzlich begrüßen. Sie ist seit 2007 freiberufliche Autorin. Von 2011 bis 2024 war sie Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller – Landesverband Sachsen-Anhalt. Renate gehört dem deutschen PEN an. Wir freuen uns wirklich sehr, dass sie bei uns mitarbeitet.

Jetzt zur neuen Ausgabe 07, welche im Oktober erscheinen wird. Das von uns angedachte Thema für diese Ausgabe lautet:

„Freundschaft und andere Interessen....“

Ist es noch möglich, eine alles überdauernde Freundschaft aufrechtzuerhalten? Was ist, wenn die Interessen so unterschiedlich werden, dass die Verschiedenheit an den Wurzeln eben dieser Freundschaft gräbt. Ein Hoch der ehrlichen Umarmung – und noch viel mehr.

Einen ausgesprochen wichtigen Hinweis traue ich mich auch diesmal zum Ende dieser Ausgabe zu geben: Sie wissen, wir veröffentlichen jede Ausgabe unmittelbar nach ihrem Erscheinen kostenlos auf unserer Webseite www.literaturfetzen.de. Dies werden wir auch weiterhin tun. Aber: Die „literatur fetzen“ gibt es natürlich auch als gedruckte Ausgabe und ist sogar im Abonnement zu beziehen. Jedes Abo durch Sie ist für uns sehr hilfreich und macht uns wieder eine Runde stabiler. Wir glauben auch ganz fest, dass ein Abo von uns auch ein mehr als wunderbares Geschenk ist. Wir von der Redaktion und vom Verlag freuen uns heftig darüber, wenn Sie dies auch so sehen und uns verschenken.

Ihnen unseren Dank nebst den herzlichen Grüßen.
Peter Reuter für die Redaktion der „literatur-fetzen“.

PS: Abonnement „literatur fetzen“ nicht vergessen.

literatur fetzen №6

08.2026



15.- € (D)

Georg-Friedrich Wolf, Strandgut